



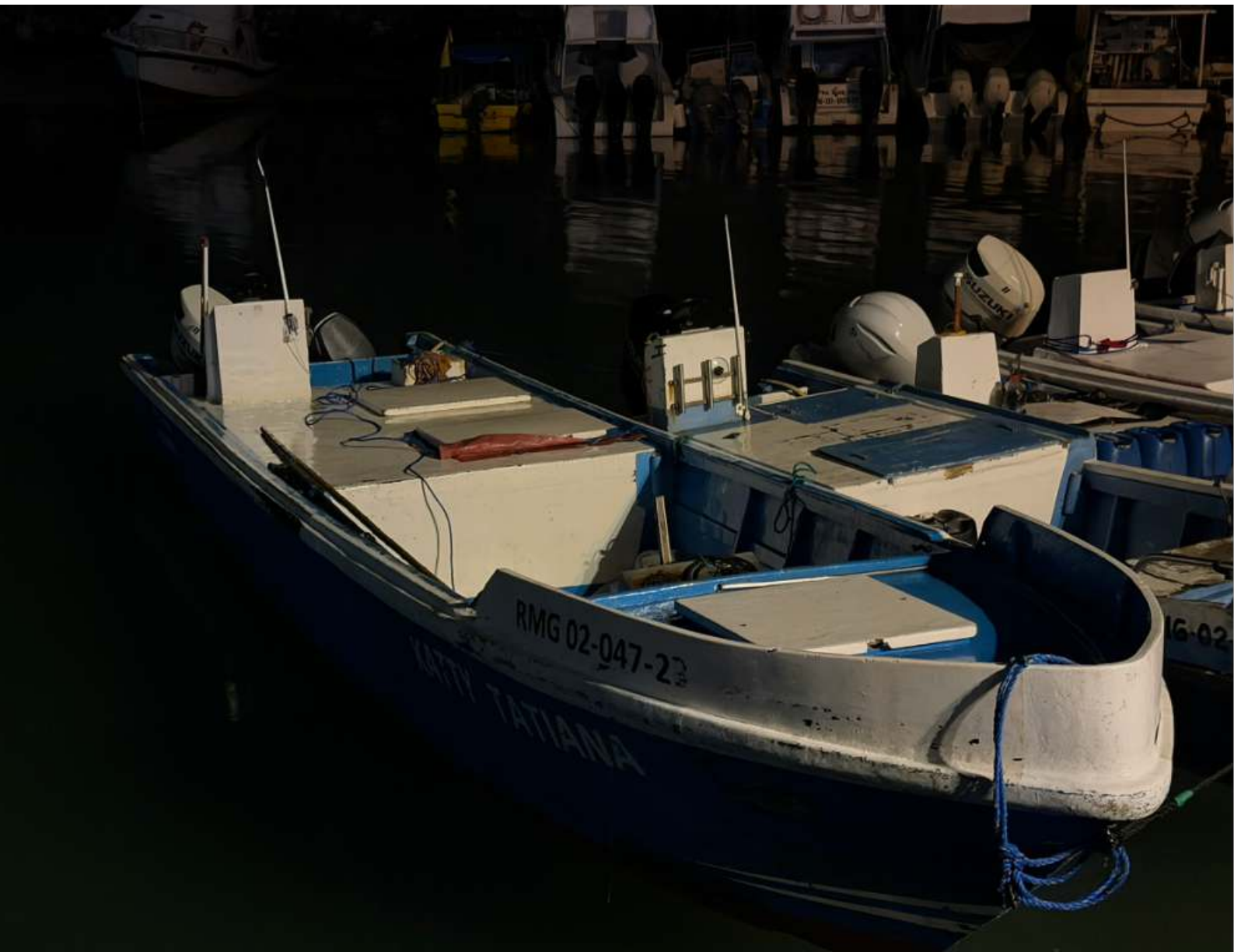
Haischutz und illegaler Fischfang in Ecuador und Costa Rica - ein Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen im Meeresschutz und den sozioökonomischen Interessen der Fischerei

Erfahrungsbericht der Recherchereise im Rahmen des Stipendiums der Heinz-Kühn-Stiftung vom
12. Oktober bis 25. November 2025

Von Lisa Seemann



Prolog	1
Über mich und meine Motivation	2
Galápagos - ein Tier- und Touristenparadies mit großen Konflikten hinter der Fassade	4
Hermandad - oder wie errichtet man ein neues Meeresschutzgebiet?	11
Ein offenes Geheimnis - illegale Langleinen-Fischerei im Meeresschutzgebiet	14
Darwin und Wolf - das Haiparadies im Schutzgebiet. Und trotzdem nicht unantastbar	23
Wie wertvoll ist ein Hai?	27
Manta - ein Ort von dem mir jeder abrät	29
Randall - der Kämpfer für den Meeresschutz in Costa Rica	36
Puntarenas - die Hauptstadt der Haiflossen	39
Fazit der Rechercheise	41



Prolog

Meine Recherchereise für die Heinz-Kühn-Stiftung führte mich auf die Galápagos-Inseln, wo ich das komplexe Spannungsfeld zwischen wissenschaftlichen Erkenntnissen im Meeresschutz und den sozioökonomischen Interessen der Fischerei erleben durfte.

Für mich erstaunlich war dort besonders eine Tatsache: die offene Kenntnis illegaler Fangmethoden und die gleichzeitig mangelnde Durchsetzung der bestehenden Gesetze.

Meine Recherche führte mich aber auch an die Küste des ecuadorianischen Festlandes, wo in mehrfacher Hinsicht andere Gesetze herrschen. An kleinen Häfen sah ich tote Haie auf Fischmärkten - auch vom Aussterben bedrohte Arten - und spürte gleichzeitig den Einfluss der Drogenkartelle auf den Lebensalltag der Fischer.

Und eine Frage stand über allen Interviews: Sind Haie und die Meere eine Ressource der Fischerei oder schützenswerte Wildnis?

Schon Monate vor Beginn der Recherchereise nach Ecuador und Costa Rica begann meine Recherche, denn ich wusste, besonders auf Galápagos könnten meine Pläne eingeschränkt sein, wenn ich kein offizielles *permit*, keine Genehmigung als Journalistin, habe. Andere Journalist:innen berichteten mir von strengen Regeln, falls wissenschaftliche Expeditionen oder Fischer bei der Arbeit begleitet werden sollen. Das bestätigte mir auch Alex Hearn, der erste Haiforscher auf Galápagos, zu dem ich frühzeitig Kontakt aufnahm. Die Befürchtungen sollten sich im weiteren Verlauf der Reise bestätigen. Nach vielen E-Mails und Monaten Kontakt mit der Pressestelle des Nationalparks von Galapagos war klar: Ein offizielles *permit* kostet einerseits viel Geld und andererseits benötige ich eine Organisation, eine Firma oder eine wissenschaftliche Einrichtung, unter deren Namen ich die Genehmigung beantragen kann, die also in ihrem Namen formell für meine Recherche einstehen würde. Gleichzeitig braucht es einen genauen Zeitplan für die Recherche und vorab eine Liste an Gesprächspartner:innen, die ich interviewen möchte. Für mich waren das Einschränkungen, die ich so nicht akzeptieren wollte und auch gar nicht konnte - denn meine Recherche sollte schließlich vor Ort offen sein. Ich wollte mich frei auf den Inseln bewegen, meine Recherchepläne im Zweifel über den Haufen werfen und Hinweisen zu weiteren Gesprächspartner:innen auch spontan folgen können. Diese Art von offener Recherche, unterstützt von einer deutschen Stiftung, die auch nicht zwangsläufig in einem Filmprojekt endet, schien dem

Nationalpark Galápagos völlig unbekannt und passte nicht in ihr reguläres Schema von Journalist:innenanfragen. Das sollte mich aber nicht abschrecken.

Mitte Oktober sitze ich also in Ecuadors Hauptstadt Quito, genieße den Blick über die Altstadt, die als UNESCO Weltkulturerbe gelistet ist, trinke einen Kaffee und buche meine Flüge nach Galápagos und die erste Unterkunft, als ich die E-Mail der Pressestelle des Nationalparks erhalte: „Please note that if you are visiting the islands as a tourist to carry out journalistic work, it will be under your own responsibility.“ Das bedeutet: ich darf auf keine Expedition, in keine geschützten Räume der Parkverwaltung und keine Fischer auf ihren Booten begleiten. Aber ich darf alles tun, was Tourist:innen so tun: Mich frei ohne Zeitplan bewegen, mit Menschen sprechen, Interviews führen, journalistisch arbeiten. In Costa Rica, so hörte ich vorab, soll es viel unkomplizierter und leichter sein. Damit kann ich also gut leben.

Über mich und meine Motivation

Journalistin, Filmmacherin, und Taucherin. Diese drei Wörter beschreiben nicht nur meinen Beruf, sondern auch meine Leidenschaften. Als freiberufliche Journalistin bin ich für das ARD-Politmagazin MONITOR unterwegs, berichte über Rechtsextremismus, Migration, Menschenrechte und das politische Geschehen in Deutschland und der Welt. Ich produziere Dokus für den WDR und die ARD und behalte im Radio bei WDR5 das aktuelle politische Tages-geschehen im Blick.

Bevor ich aber meine berufliche Zukunft dem Journalismus widmete, spielte ich in meiner Kindheit lange mit dem Gedanken, Meeresbiologie zu studieren. Klar, Kinder sind fasziniert von Delfinen, Haien, Walen. Jeder kennt



die Was-ist-was-Bücher und lernt, dass ein Blauwal so viel wiegt wie 25 Elefanten. Damals wusste ich noch nicht, dass diese Faszination irgendwann beruflich für mich eine Rolle spielen könnte - ohne Meeresbiologin zu werden. Finanzielle Einschränkungen und andere Prioritäten brachten mich schlussendlich erst vor vier Jahren zu meinem Tauchschein. Dieser eröffnete mir eine neue Welt. Seitdem ist auf allen Reisen mein Aufnahmegerät dabei, um Geschichten wie Dynamitfischen in Malaysia oder Tigerhaiforschung auf den Malediven einzufangen.

Immer wieder erlebe ich, wie bedeutsam und gleichzeitig fragil das Ökosystem der Ozeane ist, wie wichtig für den Natur- und Klimaschutz und wie schlecht eigentlich der Ruf von Haien ist. Sie werden als Monster der Meere angesehen, gefährliche Menschenfresser, nicht zuletzt durch den berühmten Film „Der weiße Hai“. Wobei in diesem Zusammenhang ergänzt werden muss, dass der Regisseur Steven Spielberg vor kurzem in einem Interview mit der BBC sagte: „Ich bedauere bis heute den Rückgang der Hai-Population durch das Buch und den Film. Ich bedauere das wirklich sehr.“ Denn Forscher gehen davon aus, dass die Haipopulation seit den 1970er Jahren um über 70 Prozent zurückgegangen ist - aufgrund von Überfischung und weil Menschen die Tötung der Raubfische aus Angst befürworteten, auch weil sie zu wenig über die Bedeutung der Tiere für das Ökosystem wissen. 2025 waren laut der Shark Specials Group 17 Haiarten vom Aussterben bedroht und bedürfen eines besonderen Schutzes. Zu erreichen ist das unter anderem durch Meeresschutzgebiete, wie es sie rund um die Galápagos-Inseln bis nach Costa Rica gibt. Wissenschaftler:innen fanden heraus, dass dort besonders viele Haie leben, diese keine Ländergrenzen kennen und sie weite Strecken unter Wasser zurücklegen.

Vor einigen Jahren gab es Berichte über riesige chinesische Fischfangflotten, die vor den Galápagos-Inseln fischen¹. Dokumentiert wurde 2020 eine Flotte von mehr als 300 Schiffen, die an der Grenze des Schutzgebietes der Galápagos-Inseln auf der Jagd nach Tintenfischen war. Die Nähe zum Schutzgebiet legte den Verdacht auf die sogenannte *IUU*-Fischerei nahe – also Fischerei, die der Begriffserklärung nach *illegal*, *undokumentiert* und *unreguliert* ist. Denn viele dieser Schiffe hatten laut Sea Shepherd eine Vorgeschichte, waren früher der illegalen Fischerei überführt worden, verschleierten ihre Identitäten oder schalteten die vorgeschriebenen elektronischen Erkennungssysteme zur

¹ <https://sea-shepherd.de/news/chinesische-fangflotte-vor-galapagos-inseln-aufgespurt/>

Überwachung an Bord aus. Fünf Jahre nach diesen Berichten wäre es Zeit, dem nochmal auf den Grund zu gehen, dachte ich, und wusste zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass ich diesen Rechercheansatz sehr schnell beerdigen würde. Denn die großen Fischfangflotten aus China sind nur am Rande ein Konfliktthema auf den Inseln. Vielmehr geht es um illegale Fangpraktiken innerhalb des Schutzgebietes, von lokalen, einheimischen Kleinfischern auf Galápagos.

Auf meiner sechswöchigen Recherchereise habe ich über 30 Interviews geführt, mit unzähligen Wissenschaftler:innen, Fischern, Bewohner:innen, Foto- und Videograf:innen, Tauch- und Tourismusguides, Journalist:innen und vielen mehr gesprochen. Auch wenn sie nicht alle im Detail Platz in diesem Bericht finden können, war jedes Gespräch für mein Hintergrundwissen und die Einordnung hilfreich.

Galápagos - ein Tier- und Touristenparadies mit großen Konflikten hinter der Fassade

Bei 20 Grad und blauem Himmel bin ich auf dem Weg zum *malecón*, der Strandpromenade auf der Insel San Cristóbal. Dafür, dass ich nur wenige Kilometer vom Äquator entfernt bin, ist es doch kälter als erwartet, denke ich, als ich von weitem dumpfe, aber eindringliche Tiergeräusche aus Strandrichtung höre. Es ist ein Chor aus tiefem Bellen, lautem Brüllen und schrilleren Schreien, die mich an Laute von Schafen erinnern.

Es sind Galápagos-Seelöwen, die den gesamten Strand bevölkern. Große Bullen, die ihr Revier verteidigen, vor den Weibchen Eindruck schinden wollen, Babyseelöwen, die nach der Mutter schreien, begleitet von Tourist:innen, die am Strand Fotos und Videos von diesen





Galápagos-typischen Tieren für ihre Fotoalben oder Instagram-Kanäle machten. Es ist ein Schauspiel einer respektvollen Koexistenz. Die Tiere sind an Tourist:innen gewöhnt, für die strenge Abstandsregeln von zwei Metern gelten, wie auf jedem Schild zu lesen ist. Die Tiere haben hier immer Vorrang, erzählen mir Einheimische auf den Galápagos-Inseln. Wenn die Seelöwen Tourist:innen wegbrüllen, weil sie ihren Platz auf der Parkbank einnehmen wollen, Riesenschildkröten die Straße überqueren oder Meeresechsen an der Strandpromenade in der Sonne liegen - die Menschen müssen sich zurücknehmen, „schließlich waren die Tiere zuerst dort“. An diese Regeln müssen sich nicht nur die knapp 30.000 Einwohner:innen der Inseln, sondern auch die rund 300.000 Tourist:innen halten, die den Galápagos-

Nationalpark jedes Jahr besuchen, Tendenz steigend.

Denn die einzigartige Tier- und Pflanzenwelt der Galápagos-Inseln, die 1959 unter Schutz gestellt wurde, ist ein Touristenmagnet und gilt seit Jahren als ein beliebtes Reiseziel Lateinamerikas.

Der Galápagos-Nationalpark ist der erste Nationalpark des Landes Ecuador, mit einer geschützten Landfläche von 97%, knapp 8.000 Quadratkilometern. Die verbliebenen 3% sind bewohnte, bebaute und landwirtschaftlich genutzte Flächen der Bevölkerung, die zum Zeitpunkt der Errichtung des Nationalparks schon bewirtschaftet wurden. Der Archipel umfasst rund 330 Inseln, Felsen und Landformationen, die teilweise von Menschen noch unberührt sind und insgesamt viele endemische Tier- und





Pflanzenarten beheimaten, also Arten, die ausschließlich auf den Galápagos in der Wildnis zu finden sind. Dazu zählen unter anderem Riesenschildkröten, Meerechsen oder auch die Darwin-Finken, die durch den britischen Naturforscher Charles Darwin erforscht wurden und die Basis seiner Evolutionstheorie bildeten.

Neben den naturbelassenen Landgebieten wird ein weiterer Teil des Archipels touristisch genutzt und nur fünf Inseln sind tatsächlich bewohnt: San Cristóbal, Santa Cruz, Isabela, Floreana und Baltra. Die Gewässer rund um die Inseln

wurden 1998, also knapp 40 Jahre später, ebenfalls unter Schutz gestellt. Der damalige Direktor des Nationalparks Eliécer Cruz erklärte im Interview, dass es natürlich einen engen Zusammenhang zwischen den Lebensräumen der Tiere an Land und im Wasser gibt. „Die Seelöwen, die sich beispielsweise am Strand ausruhen, waren damals an Land geschützt, aber sobald sie ins Meer gingen, waren sie ungeschützt.“ Das gleiche galt für Meerechsen, Albatrosse und Pinguine auf Galápagos, um einige weitere enge Verflechtungen der Lebensräume zu nennen. Aber mit dem damals neuen Meeresschutzgebiet *Reserva Marina Galápagos* von rund 140.000 Quadratkilometern sollten auch unter Wasser verschiedene Lebewesen geschützt werden, unter anderem vor Überfischung und illegaler Fischerei. Heute zählt es zu den größten und artenreichsten Schutzgebieten der Welt und ist das Zuhause oder mindestens ein Stopp auf der Durchreise unter anderem von Hammerhaien, Walhaien, Galápagoshaien, Seidenhaien, Tigerhaien, unzähligen Arten von Walen, Delfinen, Orcas und vielen mehr.

Auf meiner Reise auf den Galápagos sollte mich ein Gegenstand besonders begleiten und war häufig Ankerpunkt für meine weitere Recherche: ein DIN A4 Zettel, analog, handschriftlich beschrieben von Alex Hearn, Meeresbiologe, Haiforscher und Professor am Galápagos Science Centre der Universidad San Francisco de Quito. Er hat viele Jahre auf Galápagos gelebt, ist gut vernetzt. Aber er habe sich dort nicht nur Freunde gemacht, wie er mir bei unserem ersten Treffen in Quito vor meiner Abreise auf den Archipel erzählte. Er war der erste Biologe, der sich der Forschung von Haien auf Galápagos verschrieben hat, vor knapp 20 Jahren. „Ich musste es tun, weil es bis dahin keiner gemacht hat“, sagt er mir. Niemand erforschte zu der Zeit die Haie dort, man wusste nichts über sie. Seitdem kämpft er für den Schutz der Wildtiere, streitet sich mit Fischern,

NGOs, der Nationalparkverwaltung und wird von einigen auf der Insel sogar als „Extremist“ bezeichnet.

Alex' Kontakte und Ideen für Gesprächspartner, notiert und dokumentiert auf dem etwas gelblichem Ökopapier, führen mich zu Beginn der Recherche zu Tui de Roy. Sie ist für mich eine Art Gedächtnis und Lexikon von Galápagos. Am Tag ihres zweiten Geburtstags kam sie mit ihrer Familie von Belgien auf die Inseln. „Es war ein schönes Geburtstagsgeschenk“, sagt die heute 73-Jährige lachend. Stolz zeigt sie mir ihr kleines Zuhause.



Ein ruhiges, grünes, selbstgebautes Heim abseits der touristischen Hauptstraße in Santa Cruz. Sie nennt es liebevoll ihr „Container-Paradies“, als sie uns einen Kaffee kocht. Überall in der zusammengebauten Container-Wohnung hängen Naturfotografien, finden sich Erinnerungsstücke aus vielen Jahrzehnten Galápagos-Geschichte. Durch ihre Fotos und viele Pflanzen ist die Wohnung farbenfroh. Ihre grauen Haare und das blaue T-Shirt mit dem Muster einer Schildkröte ergänzen die bunte Farbpalette.

Fast 50 Jahre ihres Lebens verbringt Tui schon auf dem Archipel. Mit 19 Jahren ist sie für sechs Monate in die USA gegangen, wollte in Kalifornien zur Schule gehen. Aber sie fragte sich, "warum soll ich Galápagos verlassen, wenn doch meine Interessen genau hier liegen. Nur, damit ich mir irgendwann ein Diplom an die Wand hängen kann?" Ihre Leidenschaft ist schließlich die Fotografie. Mit gerade einmal 20 Jahren veröffentlichte Tui ihrer ersten Bilder in Magazinen, kehrte zurück und arbeitet seitdem als freiberufliche Fotografin. Später lebte sie noch einmal 20 Jahre in Neuseeland, aber ihr wurde auch dort wieder klar, ihre Heimat und ihr Herz liegen woanders - auf Galápagos.

Als sie in den 50ern auf der Insel ankam und dort groß wurde, war das Leben sehr simpel, es gab wenig Kontakt zur Außenwelt, außer, wenn ein paar Segler vorbei kamen. Die

wenigen Bewohner von Galápagos suchten häufig ein neues, auch unstrukturierteres Leben als zuvor oder sie waren Wissenschaftler:innen, die schon immer an der Artenvielfalt interessiert waren. Einige Probleme, die es heute auf der Insel gibt, seien aus der Zeit geboren, erzählt sie, während ihr struppiger Hund Tilgo auf ihren Schoß klettert und ihre Aufmerksamkeit sucht. „Wir waren nur ein paar hundert Menschen hier und es gab kein soziales Gefüge. Viele waren zwar Deutsche, aber es waren verschiedene Menschen, die zu unterschiedlichen Zeiten aus unterschiedlichen Gründen mit unterschiedlichen Gewohnheiten und Wertvorstellungen kamen. Es gab kaum Gemeinsamkeiten und daher auch keinen sozialen Zusammenhalt untereinander.“²

Es gab untereinander Streitigkeiten um Beziehungen, Ressourcen und auch medizinische Infrastruktur wie Zahnärzte, die nur selten und zufällig mit einem Schiff vorbeikamen. Erst später kamen Menschen vom ecuadorianischen Festland nach Galápagos, weil sie dort um ihr Überleben kämpften. Sie kamen zum Jagen und Fischen nach Galápagos, wieder mit anderen Lebensweisen und Vorstellungen, bis sich Anfang der 90er Jahre ein extremer Wandel vollzog, der bis heute große Auswirkungen hat: der Beginn der Seegurken-Fischerei. Der Beginn der Überfischung einer Spezies. Der Beginn der wachsenden Macht der Fischer auf Galápagos. Denn die Fischer, erzählen mir viele, hätten eine sehr große Macht. Wenn im Sinne des Artenschutzes Fangquoten oder Schonzeiten eingeführt und die Fischerei damit reguliert werden sollten, wie bei der Seegurke, kam es in der Vergangenheit auch schon zu Aufständen und heftigen Auseinandersetzungen. Naturschützer:innen und Wissenschaftler:innen würden damit das „schnelle Geld der Seegurkenfischerei“ einschränken wollen, wird ihnen vorgeworfen. Seegurken gelten als Delikatesse in Asien und der Exportbeginn Anfang der 90er Jahre sorgte für einen Boom auf Galápagos. Millionen von Seegurken wurden verschifft und verhalfen den Fischern dazu, in wenigen Wochen ganze Jahresgehälter zu verdienen. Die Seegurkenfischerei, die heute durch Fangquoten und Zeitfenster reguliert wird, ist bis heute ein großes Konfliktthema und zeigt die Spannungen, zwischenmenschlich und ganz real, zwischen Wissenschaft und Fischerei, konkret zwischen Artenschutz und Lebensunterhalt bzw. vielmehr Lebensstil.

² Auf meiner Reise begegnete mir häufiger die Geschichte der ersten Bewohner auf Galápagos, die erste Siedlergeneration, die aus drei deutschen Familienkonstellationen bestand, die sich kurz hintereinander Anfang der 30er Jahre auf der Insel Floreana niedergelassen hatten. Es ereigneten sich Dramen unter den Familien bis es letztendlich mehrere mysteriöse Todesfälle gab. Das Drama wurde in der Dokumentation „Galápagos Affair“ verfilmt, später auch im Hollywood-Film „Eden“.

Alberto Andrade kennt beide Perspektiven sehr gut. Wir sind am Fischereihafen in Puerto Ayora auf der Insel Santa Cruz verabredet. Der Hafen gehört einer kleinen Fischerei-Kooperative, die ihren Mitgliedern einen Anlegeplatz bietet. Fünf kleine Boote haben dort festgemacht, der Rest ist gerade auf dem Meer. Es ist Nachmittag und der letzte Fischer reinigt seine Kühlbox vom Verkauf des frischen Fangs. Während er den gefliesten Boden mit Wassereimern flutet und nachschrubbt, warten zwei Pelikane und eine Seelöwenmutter mit ihrem Baby auf ein paar frische Abfälle, auf einen kleinen Snack ohne eigenen Jagdaufwand. „Lisa“, höre ich jemanden rufen, „steig auf“. Alberto, ein kleiner rundlicher Mann Anfang 50, winkt mit einem Motorradhelm. Ich steige auf seinen Roller und wir fahren ein paar Straßen weiter zu einer Bar. Während der Fahrt grüßt er mindestens sechs Leute, man kennt sich eben hier, sagt er. Ich würde sagen, Alberto ist umtriebig, vielseitig und gut vernetzt. 25 Jahre lang war er selbst Fischer, auf großen Schiffen auf Hoher See, die unter der Flagge Panamas oder Ecuadors Thunfisch fingen - er war ein *atunero*, sagt er. Zu dieser Zeit gab es noch kein Meeresschutzgebiet auf Galápagos, jeder konnte dort in den Gewässern fischen, es gab keine Regeln. Die kleinen Fischer, *pescadores artesanales*, fuhren damals aufs Meer, fischten vier bis fünf Stunden und das Boot war voll mit Fischen. Später brauchten sie einen Tag, dann zwei, heute müssten Fischer teilweise acht Tage rausfahren. Damals hatte er keine Idee von Nachhaltigkeit und Verantwortung in der Fischerei, erzählt er. Aber ihm war klar, „wir müssen unsere Ressourcen von morgen schützen“. Er selbst hat auch Haie gefangen,

Fische in allen Größen, Babys, Jungfische vor dem Stadium der Fortpflanzung, sogar weibliche Langusten mit Eiern im Körper. Das ganze Jahr über. Ohne Schutzzonen. Mit dem Meeresschutzgebiet 1998 kamen auch Regeln. Große Flotten wurden verbannt, die Zone rund um die Inseln wurden zur exklusiven Fangzone für die Inselfischer. Aber orientiert an der Wissenschaft sollte es auch saisonale Fangregeln geben, Größenvorgaben, zumindest für einige Fischarten.

Alberto war damals in einer Kooperative und wollte durchsetzen, dass weniger gefangen werden darf, aber in einer besseren Qualität. Diese Fänge sollten dann für mehr Geld verkauft werden. Das Prinzip



wurde von vielen Fischern nicht verstanden, sie fühlten sich eingeschränkt und viele haben sich mit Alberto überworfen, ihn als „Naturschützer“ bezeichnet - unter vielen Fischern gilt das als Abwertung, als Schimpfwort. Neben der Fischerei und seinem Einkommen dort hatte er aber schon damals noch eine andere Leidenschaft - das Radio. Seit er 2015 das letzte Mal selbst fischen war, hat er seinen Fokus verändert. Heute verbreitet er jede Woche in seinem Radioprogramm „Galápagos Mi Responsabilidad“ gemeinsam mit anderen Aktiven Neuigkeiten über das Schutzgebiet: Strandreinigungen, Erkenntnisse über die Wissenschaft und startet Kampagnen zur Umweltbildung über viele Kommunikationswege auf der Inselgruppe. Er ist heute ein Kommunikator und Multiplikator, unterstützt Wissenschaft und Naturschutz.

Dieser „Multiplikator-Effekt“ wurde für ihn im August 2017 geboren. An dem Tag, als die Nationalparkverwaltung die *Fu Yuan Yu Leng* 999 festsetzte, ein großes chinesisches Chargo-Schiff, das ohne Erlaubnis das Meeresschutzgebiet durchquerte. Das Schiff hatte 7.639 Haie geladen, bis heute einer der größten aufgezeichneten Fälle.

Wissenschaftler:innen haben die Daten analysiert und 2021 eine Studie veröffentlicht³.

Sie fanden zwölf unterschiedliche Haiarten, davon viele Arten, die unter besonderem Schutz stehen oder vom Aussterben bedroht sind, darunter Seidenhaie, Hammerhaie, Weißspitzenhochseehaie oder Walhaie.

„Es war eine Katastrophe“, sagt Alberto. Aber genau daraus entstand die heutige Organisation *Frente Insular*.

Der Bürgermeister rief Alberto am frühen



³ https://www.researchgate.net/publication/353401622_International_fisheries_threaten_globally_endangered_sharks_in_the_Eastern_Tropical_Pacific_Ocean_the_case_of_the_Fu_Yuan_Yu_Leng_999_reefer_vessel_seized_within_the_Galapagos_Marine_Reserve

Morgen an. Er sei in vielen Sektoren der Insel gut vernetzt und man bräuchte seine Unterstützung. Sie wollten einen großen Protest organisieren, jeder sollte seine persönlichen Interessen und Konflikte untereinander auf die Seite legen und gemeinsam auf die Straße gehen, damit die Welt sehe, dass die Menschen auf Galápagos den illegalen Haifang vor ihrer Küste nicht hinnehmen wollen. „Es war eine riesige Demonstration.“ Durch diese gemeinsame Kraft von Wissenschaftler:innen, Händler:innen, Landwirt:innen, Tourismus-Industrie, Naturschützer:innen, Fischer:innen und Bürger:innen auf der Insel entstand die Bewegung *Más Galápagos* und eine noch größere Idee: die Gemeinschaft wollte, dass die Regierung den Nationalpark ausweitet, ein neues Meeresschutzgebiet errichtet. Die Geburtsstunde der Idee von *Hermanidad*, auf deutsch Bruderschaft. Es war eine *grassroot* Bewegung, bestätigt Alex Hearn. Eine Bewegung, die Mut und Hoffnung gibt, um den Meeresschutz auf dem Archipel zu erhöhen.

Hermanidad - oder wie errichtet man ein neues Meeresschutzgebiet?

Aber nur mit einer Idee und gutem Willen errichtet eine Regierung noch kein neues Schutzgebiet. Es braucht die Wissenschaft. Daten über das Meeresgebiet, Fakten über Haie, Schildkröten, Mantas, Fischbestände, Wanderungs- und Brutzonen der Tiere. Kurz: es braucht Menschen wie Alex.

Eines der ersten Projekte von Alex Hearn, heute Haiforscher auf Galápagos, hatte nur indirekt mit Haien zu tun. Es ging um *palangre*, die sogenannte Langleinenfischerei, die bis heute ein großes Konfliktthema und eng mit illegaler Fischerei örtlicher Fischer verbunden ist. Anfang der 2000 Jahre wollten Fischer offiziell sogenannte Langleinen zum Fischen nutzen, was im Meeresschutzgebiet bis heute verboten ist. Als Wissenschaftler suchte Alex nach Daten und Fakten über die Auswirkungen der Fischereimethode und bemerkte, dass es bis dato auf Galápagos keine Forschung dazu gab und er sich an wissenschaftlichen Erkenntnissen anderer Regionen bedienen musste. Also setzte er selbst ein Forschungsprojekt auf. Zu der Zeit wusste man noch nichts über Haie auf Galápagos, ihr Verhalten, ihre Lebensräume, ihre Migrationsbewegungen. Seitdem sei viel passiert, sagt er. „Die erste Arbeit haben wir 2006 gestartet und seitdem hat sich vieles

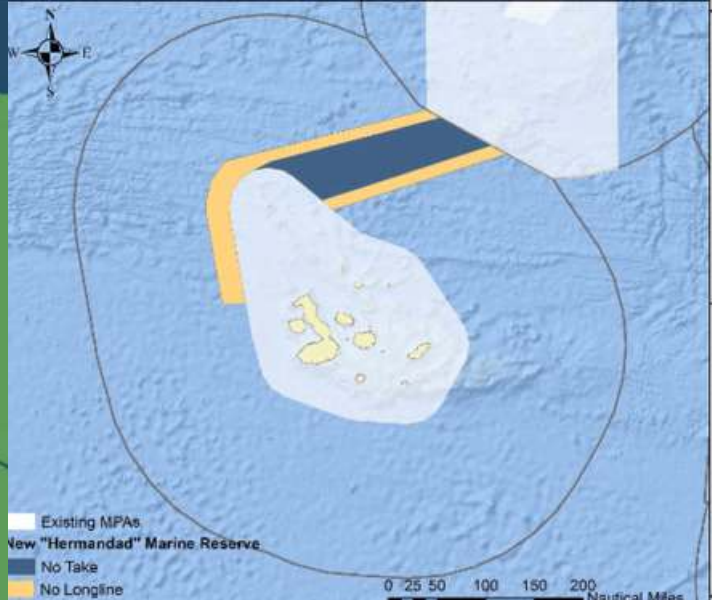
entwickelt. Die Charles Darwin Research Station macht Haiforschung, der Nationalpark macht es, jeder arbeitet heutzutage mit Haien.“ Das sei gut, solange alle ihre Arbeit richtig und gewissenhaft machen. Und das haben sie damals getan. Nationale und internationale Expert:innen, Forschungsgruppen und Missionsteams kamen nach Galápagos, um gemeinsam über einen Prozess zu beraten, um die wissenschaftliche Basis für ein neues Meeresschutzgebiet zu legen. Ministerien, Fischerei, Naturschutz - alle waren beteiligt. Denn eins war klar: ein neues Schutzgebiet bedeutete Einschränkungen für die großen ecuadorianischen Fischereifloten, die damals außerhalb von Galápagos fischten. Sie hatten Angst, zugunsten des Meeresschutzes wirtschaftliche Nachteile hinnehmen zu müssen. Eine Balance war notwendig, es brauchte einen Konsens und es begann ein Prozess, der aufgrund der Komplexität viel diplomatisches Fingerspitzengefühl verlangte.

Alex und sein Team stellten Daten zusammen und erstellten unterschiedliche Simulationen. Wo sind Migrationsrouten der Hammer- und Walhaie? Wo leben und brüten Meeresschildkröten? Was sind die Flugrouten der Albatrosse? „Stell dir vor, du hast den Schlüssellebensraum für Hammerhaie, für Seelöwen, für Orcas, für Blauwale, aber wir wollen auch unsere Korallen schützen. Du hast also verschiedene Schutzziele und die haben wir übereinandergelegt und mit einem Programm simuliert. Und dann haben wir geschaut, wo gibt es die größten Überschneidungen der Gebiete.“ Gleichzeitig wurden Fischereizonen und Kostenkalkulationen einbezogen, der Klimawandel und El Niño-Jahre einberechnet. All das wurde in unterschiedlichen Szenarien bedacht, mit unterschiedlichen Vorschlägen und Ergebnissen⁴. „Dann sagten die Fischer, oh, wir mögen keinen von ihnen. Und die Naturschützer sagten, nun, wir wollen diesen Vorschlag hier, weil er alles schützt. Und dann wurde diskutiert.“ Die kleinen Fischer von Galápagos standen vollständig hinter dem Projekt, erzählen mir alle. Aber die härtesten Nüsse seien die industriellen Fischfangflotten gewesen, die vor der Küste Ecuadors in den Gewässern rund um die exklusive Zone der Galápagos fischten. Sie weigerten sich anfangs vollständig von ihrer Position abzurücken. Es sei der große Verdienst von Eliécer Cruz, der alle an einen Tisch brachte, immer und immer wieder das Gespräch und den Kompromiss mit den industriellen Fischern suchte. Eliécer, Biologe, früher auch Direktor des Galápagos Nationalparks und schon an der Gründung des ersten Meeresschutzgebiet beteiligt, habe extrem harte Arbeit vollbracht. „Um ehrlich zu sein bekommt er dafür viel zu selten die Anerkennung und die große Bühne, die er verdient“, sagt Alex.

⁴ A Blueprint for Marine Spatial Planning of Ecuador's Exclusive Economic Zone around the Galápagos Marine Reserve: <https://libros.usfq.edu.ec/index.php/usfqpress/catalog/book/79>

Und so nehme ich Eliécer auch in unserem Interview wahr. Extrem bescheiden, sehr diplomatisch und gleichwohl hartnäckig, um am Ende zu einem Ergebnis zu kommen, das die Meere schützt. Ich treffe ihn an einem Feiertag im Büro der NGO und Naturschutzorganisation Jocotoco, deren Direktor er heute auf den Galápagos ist. Der Prozess zur Gründung des Meeresschutzgebietes dauerte mehr als zwei Jahre. Zum Zeitpunkt der Ankündigung des Meeresschutzgebietes durch den damaligen ecuadorianischen Präsidenten Guillermo Lasso bei der Weltklimakonferenz im November 2021, „hat der industrielle Fischereisektor das Gebiet vollständig verlassen, ohne dass es eine endgültige ministerielle Vereinbarung gab, ohne einen Managementplan, ohne Kontrollsystem und Überwachung. Sie verließen das Ozeangebiet weit weg von Galápagos und fischten dort nicht weiter“, so sehr fühlten sich die Fischer schon dem Projekt verpflichtet. „Es war spektakulär, eine große Freude und Genugtuung, dass sie sofort das neue Gebiet respektierten“, erzählt er mit viel Stolz in der Stimme und einem sehr breiten Grinsen im Gesicht.

Das frühere Meeresschutzgebiet wurde um knapp 60.000 Quadratkilometer im Nordosten der Galápagos erweitert. Zusätzlich geschützt ist jetzt ein Bereich nördlich der Inseln Darwin und Wolf, die als Schutzraum besonders für vom Aussterben bedrohte Haiarten wie dem Hammerhai bekannt sind, bis an die Grenze nach Costa Rica. Dieser Bereich gilt auch als sogenannter *swimway* oder *highway*: ein Meereskorridor, der von geschützten Meerestieren für ihre Wanderbewegungen zwischen Galápagos und dem Meeresschutzgebiet des Cocos National Parks in Costa Rica genutzt wird. Um dieses Gebiet auch effektiv zu schützen, gibt es eine "no-take-Zone", die Fischerei in dem Bereich vollständig verbietet, und eine „no-longline-Zone“, die die Fischereimethode der Langleine verbietet, die laut wissenschaftlichen Erkenntnissen für einen hohen Beifang und damit den Tod unter anderem von Haien, Schildkröten und Rochen verantwortlich ist.



Der Galapagos-Cocos-Swimway, Quelle: MigraMar⁵

Bestehendes und neues Meeresschutzgebiet
Hermandad, Quelle: USFQ 2022

Das gesamte Meeresschutzgebiet umfasst heute rund 200.000 Quadratkilometer. Eine historische Errungenschaft, wie viele immer betonen. Auch die Fotografin Tui de Roy, die auf Galápagos bekannt dafür ist, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, bestätigt: „Unterm Strich ist Galápagos immer noch in einem viel besseren Zustand als so ziemlich jeder andere Archipel der Welt außerhalb der Polarregionen. Das ist schon ein gutes Zeichen.“ Aber ist es gut gemanagt und wird es ausreichend kontrolliert, will ich von ihr wissen. „Ja, es wird grundsätzlich gemanagt, aber es könnte viel, viel besser sein“, denn es gebe weiterhin große Probleme, die nicht angegangen werden, betont sie. Eines davon ist die illegale Nutzung von Langleinen-Fischerei.

Ein offenes Geheimnis - illegale Langleinen-Fischerei im Meeresschutzgebiet

Langleine, longline, palangre, línea, empate oceánico modificado - viele Begriffe, die ein und dasselbe bezeichnen: eine Fischereiart, die weltweit wissenschaftlich kritisch gesehen wird, weil sie nicht selektiv ist. Technisch gesehen ist es eine Fangmethode, bei der eine Hauptleine mit vielen beköderten Haken ins Wasser gelassen wird. Im industriellen Maßstab werden dabei teils kilometerlange Leinen mit hunderten bis tausenden Haken über viele Stunden gesetzt, während im kleineren Stil Fischer meist

⁵ <https://galapagosconservation.org.uk/galapagos-ocean-protection-swimway-hermandad-cmar/>

kürzere Leinen mit weniger Haken und mit geringerer Liegezeit einsetzen. Die Studienlage zeigt, dass longlines ein hohes Risiko für sogenannten Beifang haben, also Tiere an den Haken gefangen werden und verenden, die nicht eigentliches Fangziel der Fischerei sind. Dazu zählen beispielsweise Meeresvögel wie Albatrosse, Schildkröten, Rochen oder Haie. Die Nutzung dieser Fischereimethode ist im Galápagos Nationalpark verboten, sie wird aber von sehr vielen Fischern weiterhin genutzt, erfahre ich immer wieder. Mir wird bei der Recherche klar: jeder weiß das, aber es wird nicht ausreichend kontrolliert, durchgesetzt und sanktioniert.

Spricht man Haiforscher Alex Hearn darauf an, auch auf den Wunsch der Fischer auf Galápagos, *palangre* zu legalisieren, wird er fast wütend. „It's rubbish“, sagt er, die Debatte sei nicht zielführend und sie mache für ihn absolut keinen Sinn. Außerdem sei das in keinem Fall der Weg, den Galápagos gehen sollte, erklärt er mir, während wir auf einen Strand voller Seelöwen blicken. „Sie wollen Langleinen benutzen, weil sie mehr Fisch fangen wollen, um ihn dann zu billigen Preise zu exportieren. Genau das ist doch der falsche Weg im Meeresschutzgebiet“, betont er eindringlich. Langleinen gelten unter Fischern als effiziente Fangmethode, da die Leine nur einmal ins Wasser gelassen werden muss. Dort verbleibt sie für eine Zeit, bevor sie wieder eingeholt und der Fisch ans Boot gebracht wird. Das bedeutet wesentlich weniger Aufwand bei mehr Ertrag im Verhältnis zum Fangen mit Angel und Leine, bei der pro Fischer und Angel nur ein Fisch gleichzeitig gefangen werden kann.

Viele Tage verbringe ich an unterschiedlichen Fischereihäfen der Insel und beobachte das Treiben. Fischer füllen ihre Kühlboxen mit Eis auf den kleinen blau-weißen Holzbooten, den *lanchas*, bevor sie teilweise mehrere Tage aufs Meer fahren. Einige laden kistenweise Seegurken aus, die legal nur wenige Monate im Jahr gefischt werden dürfen - zufällig zu dieser Zeit. An der Anlegestelle in Puerto Ayora auf Santa Cruz vermessen Mitarbeiter des Nationalparks die Seegurken, ob sie die Mindestgröße erreicht haben, und zählen, wie viele noch aus dem Meer entnommen werden dürfen, bis die jährlich festgelegte Quote erreicht ist. Nur wenige fahren momentan raus, um „klassischen Speisefisch“ zu fangen, denn Seegurken, die ausschließlich nach Asien exportiert werden, seien zur aktuellen Zeit lukrativer.



Auf einer Bank am Hafen habe ich einen guten Überblick über die Aktivitäten dort. Ein kräftiger, brauner, wuscheliger Hund kommt zu mir. Er heißt Oso, spanisch für Bär, und gehört zu Luis, Galápageño, auf der Insel geboren, Anfang 30. Wie der Hund, so das Herrchen denke ich, denn Luis ist auch groß, hat lockige Haare und einen wuscheligen Bart. Er ist selbst Fischer und will morgen rausfahren, um Wahoo zu fangen, einen Fisch aus der Familie der Makrelen und Thunfische. Ich lerne viel von ihm über die Fischerei auf Galápagos, dass es eine begrenzte Zahl von Zulassungen für Fischer gibt und dass er selbst keine offizielle Genehmigung hat, obwohl sein Vater früher Fischer war. Nachdem ich ein bisschen Vertrauen aufgebaut habe, will ich von ihm wissen, wie viele Fischer hier *palangre* nutzen und ob er auch dazu gehört. „Jeder hier nutzt das. Ich habe das auch mal gemacht, aber mir gefällt das nicht. Ich bin lieber eins zu eins mit dem Fisch, nur das ist ein faires Verhältnis“, erklärt er mir. Manchmal habe er Ärger mit dem Nationalpark, weil er ohne Genehmigung fischt, aber er liebt es einfach draußen auf dem Meer zu sein und so viel Fisch zu fangen, wie es für ein paar Tage notwendig ist. Die Langleinenboote

sind häufig größer, haben mehr Volumen und eine bessere Kühlbox, um mehr Fisch zu fangen und kühl zu transportieren. „Aber wenn so viele illegal so viel Fisch fangen, dann macht das die Preise kaputt“, sagt er aufgebracht. Nachhaltig sei etwas anderes. Und wenn die Nutzung der Langleinen offiziell erlaubt wäre, was viele Fischer befürworten, würden sie noch mehr fangen und noch weiter die Bestände zerstören. Denn auch er bestätigt, was Alberto Andrade erzählt hat: es gibt immer weniger Fisch. Wir gehen den kleinen Hafen entlang und auf der Ladefläche eines Trucks zeigt er mir das Langleinen-Equipment. „Hier siehst du die Leinen, hieran befestigen sie die Angelhaken und alle paar Haken kommt eine Boje, die die Hauptleine oben treiben lässt.“ Die Bojen sind alte rote Kanister, auffällig sichtbar auf dem Truck, das Equipment nicht groß versteckt, nur wenige Meter von den Nationalparkmitarbeiter:innen entfernt, die weiter Seegurken zählen. Jeder weiß also, dass illegale Fangmethoden genutzt werden, aber keiner macht etwas dagegen, denke ich mir. Und das hier ist der beste Beweis. Kontrollen finden nicht genügend statt und lange Zeit war der Besitz des Materials nicht strafbar, sondern nur ihre Nutzung. So mussten Fischer mit ausgelegten Langleinen in flagranti auf dem Meer erwischt werden, um sie sanktionieren zu können. Das vergrößert in den Augen von Wissenschaftler:innen und Naturschützer:innen das Problem aber nur. Um der Strafe zu entgehen, schneiden Fischer einfach die Hauptleine vom Boot ab, sodass sie samt ihrer Haken herrenlos im Meer treiben: sogenannte Geisterfischerei. Aber so könne man sich eben herausreden und sagen „das ist doch gar nicht meine Leine, ich bin nur zufällig hier“. Vor Kurzem wurde auch der Besitz der Fangequipments gesetzlich verboten, aber noch gibt es keine Anzeichen, dass diese Regel auf dem Papier auch einen Effekt in der Realität haben wird. Schließlich hat es seit der Gründung des Meeresschutzgebietes bis heute nicht geklappt, das bisherige Verbot durchzusetzen, weiß auch der Biologe Mauricio Castrejón. Sein Name findet sich auch auf meinem gelblichen Ökopapier von Alex Hearn. Sie haben zusammen in Projekten und Studien gearbeitet, aber sind beim Thema Langleine entschieden anderer Meinung. Mauricio arbeitet seit einigen Jahren gemeinsam mit Fischern zusammen, kennt und versteht ihre Positionen.

Aus Sicht vieler Fischer sei die Langleine nötig, um große Thunfische überhaupt „rentabel“ zu fangen. Der letzte größere Versuch, die Folgen und den Beifang der Langleine systematisch zu untersuchen, sei 2017 auf drei Jahre angelegt gewesen, aber am Ende sei nur ein Jahr umgesetzt worden, erklärt mir Mauricio. Die Fischer vertrauten dem Park, ihren Entscheidungen und den Prozessen nicht mehr. „Wir wollen, dass Entscheidungen auf echten Daten beruhen“, beschreibt er den Wunsch der Fischer. „Ich

bin nicht für oder gegen Langleinen-Nutzung, sondern ich möchte Entscheidungen an ökologische, soziale und ökonomische Fakten binden.“ Sie wollen ein Forschungsprojekt aufsetzen, mit einer gut überprüfbaren Methode, die Mauricio skizziert. „Normalerweise mag ein Fischer keine Videokameras. Wenn er illegal fischt, erst recht nicht“, sagt er und erklärt, warum Kameras trotzdem zum Schlüssel werden können: weil derzeit kaum belastbare Daten existieren, weder zu illegalen noch zu erlaubten Fangmethoden. Ranger kontrollieren tagsüber und nicht überall, viele Boote laufen nachts ein, die Dokumentation des Fangs auf Formularen am Hafen ist stark verzerrt. Er nennt sogar Zahlen. Die offiziell erfassten Zahlen der Anlandungen von Thunfisch an den Häfen auf Galápagos liegen bei rund 300 Tonnen. Offiziell. Aber auf Basis von Interviews und seinen Kontakten in die Fischerei schätzt er, dass es eher rund 1.000 Tonnen Thunfisch sind. „Das bedeutet, dass etwa 70 % des Fangs nicht überwacht werden.“ Kameras auf den Booten, Smartphone-Logs und eine Rückverfolgbarkeit „vom Meer bis auf den Teller“ sollen deshalb nicht nur Beifang sichtbar machen, sondern auch das Grundproblem lösen, dass hier Entscheidungen auf Zahlen beruhen, von denen alle wissen, dass sie verzerrt sind, weil sie nicht umfangreich genug erhoben werden. Die Fischer, mit denen er zusammenarbeitet, möchten mit so einer Forschung auch zeigen, dass der Beifang geringer sei, als wissenschaftlich bisher angenommen. Sie behaupten, ein „modifizierter“ Einsatz – tief, nachts, mit runden Haken und kurzer Liegezeit – könne den problematischen Beifang deutlich senken. Und wenn man nicht länger als drei Stunden fische, dann könne beispielsweise die Beifangquote von Haien „unter sechs Prozent“ liegen, gibt er die Aussagen der Fischer wieder. Mir führen diese Aussagen und Zahlen aber noch einmal deutlich vor Augen: Diese Informationen haben die Fischer nur, weil sie regelmäßig Longlines nutzen - illegal. Mauricio, so scheint mir, möchte die Debatte aber nicht moralisch, sondern pragmatisch führen: Wenn ein Verbot real nicht greift, braucht es entweder endlich wirksame Kontrolle – oder eine neue Regulierung, die mit permanenter Überwachung, klarer Zonierung und Marktanreizen arbeitet. Sonst bleibt die Langleine das, was Luis mir am Truck gezeigt hat: illegal, aber sichtbar für alle.

Einige Tage später treffe ich Vicente Erazo auf Santa Cruz. Er zeigt mir seine „Turbo“, sein kleines Fischerboot zwischen den anderen Booten seiner Kooperative. Es ist 18 Uhr abends, aber es ist schon dunkel am Äquator. Vicente hat für die nächsten Tage sein Boot schon beladen - vermutlich ist es die letzte „Seegurken-Tour“ bis die offizielle Saison vorbei ist. Vicente hat schon mit 13 Jahren mit dem Fischen begonnen. Heute ist er Präsident der Kooperative Pelican Bay. Natürlich möchte ich mit ihm über *palangre*

sprechen, aber das Wort nimmt er selbst nicht in den Mund. Die Fischer nutzen zum Teil andere Begriffe wie *empate*, *espinel artesanal* oder *línea*. Mein Eindruck: sie wollen damit die Nutzung der Langleinen verschleiern. Sie würden zum Beispiel nur 50-70 Haken nutzen und nicht, wie die industriellen Schiffe, 2.000 - 3.000 Haken. Aber mir ist, auch aufgrund der



Gespräche mit anderen auf dem Archipel, klar: am Ende ist es doch immer eine Hauptleine mit vielen einzelnen Haken im Wasser - Langleine eben. Als Chef einer Fischereikooperative kann er natürlich in einem Interview nicht offiziell sagen, dass er noch heute illegal Langleinen benutzt. Er habe damit aufgehört, erzählt er mir, aber wenn ich ehrlich bin, glaube ich ihm das kaum. Wir reden lange über die Qualität von Thunfisch „triple A“, Premiumfisch, der sich teuer verkaufen lässt. Dafür müssten die Fischer in einer gewissen Tiefe die Haken auslegen und häufig kontrollieren, damit der Fisch noch lebt, wenn sie ihn an Bord holen. Das würde den Stress verringern und die Qualität des Thunfisches für den Verkauf erhöhen. Allein deshalb könne man die Langleinen nicht so lange im Wasser treiben lassen. Wenn es Beifang gäbe, Haie oder Schildkröten, würde man sie schließlich befreien, *liberación viva*, denn die Fischer hätten Techniken für die schonende Freilassung über die Zeit gelernt. Und doch bleibt der Widerspruch stehen, den Vicente selbst nicht auflöst, sondern relativiert: Er sagt offen, dass vieles „durch Versuch und Irrtum“ über Jahre entstanden sei – „auch wenn wir es damals illegal gemacht haben“. Die Fischer hätten Methoden „perfektioniert“ und den negativen Einfluss reduziert. Jetzt wollen sie, dass die Behörden die Realität anerkennen und endlich kontrollierte, wissenschaftlich begleitete Tests zulassen. In unserem Gespräch merke ich, wie aufgebracht er manchmal ist, wie wenig verstanden er sich fühlt, auch als Sprecher seiner Kooperative. Schließlich leben sie mit ihren Familien von den Ressourcen im Meer und wollten sie deshalb auch schützen.

Damit seine Vorschläge nicht wie eine bloße Rechtfertigung klingen, setzt Vicente, genau wie Mauricio, auf das Stichwort, das hier fast wie ein Zauberwort gehandelt wird: Transparenz. Er spricht von Software, Tablets, Kameras, von Daten, die „in Millisekunden in der Cloud“ landen und „nicht löschar“ sein sollen – teilbar mit Nationalpark, NGOs,

Wissenschaftler:innen. Wenn sie wirklich so offen und transparent sind, darf ich ihn sicherlich auf dem Boot begleiten, frage ich. Schließlich möchte ich mir als Journalistin ein eigenes Bild davon machen, prüfen, was er mir erklärt. Aber das lehnt er ab, mit Verweis darauf, dass die Parkverwaltung das nicht genehmigt habe und ohne Genehmigung wäre das schließlich illegal mich auf dem Fischerboot mitzunehmen, erklärt er mir.

Auch Alex Hearn kennt die Argumentation, dass die Fischer nur eine geringe Anzahl von 50 Haken nutzen wollen. Spezielle Haken, die Beifang von Haien, Schildkröten und Rocken reduzieren sollen, die nur in einer gewissen Tiefe ausgebracht werden und nur in einem kürzeren Zeitraum. Aber mal angenommen, sagt er, wenn wir die Daten aus den Untersuchungen hätten, „wer wird das Ganze danach weiter kontrollieren? Wer?“, fragt er eindringlich. Die Fischer werden sich nicht selbst kontrollieren, da ist er sich sicher. Denn auch schon bei der Seegurkenfischerei, dem big business auf Galápagos, gibt es illegale Fischerei und auch die Langustenpopulation hätten sie durch illegales Fangen außerhalb der festgelegten Saison immer weiter zerstört. „Ich habe kein Vertrauen. Ich würde sagen: zeigt mir erst, dass ihr nachhaltig andere Fischbestände sichern könnt durch Selbstregulation, illegale Fischerei sein lasst und dann können wir weitersprechen.“ Er nimmt kein Blatt vor den Mund und wiederholt immer wieder, dass er die Debatte um die Legalisierung von Langleinen überhaupt nicht zielführend, sondern sogar schädlich findet. „Its rubbish and naive at it's best.“ Für ihn ist klar: egal wie viel darüber diskutiert wird, „es wird nicht passieren! Sie werden nie Longlining legalisieren. Wir sind ein UNESCO-Weltnaturerbe und die Welterbe-Organisation hat bereits Galápagos im Auge.“ Außerdem gebe es am neuen Meeresschutzgebiet *Hermanidad* eine „no-longline-Zone“, also außerhalb von Galápagos. „Warum sollte die Regierung es innerhalb des Parks erlauben? Das wird nicht passieren!“

In den Gesprächen mit Fischern wird immer wieder betont, dass sie von der Fischerei leben, die Regierung sie immer weiter einschränken möchte, wodurch sie weniger verdienen. „Wie sollen wir unsere Familien ernähren?“, fragen mich viele. Für Alex ist die Antwort eindeutig: es muss nicht mehr, sondern weniger gefangen, aber zu einem höheren Preis verkauft werden - vor allem lokal auf der Insel. „Jedes Jahr kommen 300.000 Touristen auf die Insel und auf den Speisekarten des Restaurants findest du Lachs. Hier gibt es keinen Lachs, der muss extra importiert werden.“ Er plädiert dafür, in den Restaurants nur regional gefangenen Fisch zu verkaufen. Und die Tourist:innen, die

nach Galápagos kommen, sind schon wohlhabendere Menschen, die könnten sich auch einen höheren Preis leisten und würden ihn vermutlich auch zahlen, wenn sie nachvollziehen können, dass ihre Mahlzeit zum Meeresschutz beiträgt, da ist sich Alex sicher. Außerdem gebe es Untersuchungen, dass die Kinder der Insel wenig Fisch essen und ihnen teilweise Nährstoffe fehlten. Auch für die lokale Bevölkerung, speziell im Hochland, solle man guten lokalen Fisch anbieten. Das sei Teil seiner Lösung.

Es gibt auch jetzt schon Fischer, streng genommen vermutlich nur einen Fischer, der so nachhaltig und überprüfbar fischt, wie es nur möglich ist. Manuel Yépez, den viele nur Manolo nennen, kämpft unter den Fischern recht allein im Meeresschutzgebiet.



Ich treffe ihn an einem Morgen um 4 Uhr am Hafen der Insel Santa Cruz, als er sein kleines Boot, die Sea Quest, vorbereitet. Trotz der Uhrzeit wirkt er frisch und gut gelaunt, streicht sich durch seine etwas längeren, schwarzen Haare, bevor er seine orangefarbene Fischerlatzhose anzieht. Er ist Mitte 30 und erzählt, dass er aus einer Fischerfamilie kommt, in dritter Generation. Sein Onkel Yuri war früher ein bekannter Haifänger auf der Insel, als es noch nicht verboten war. Er war häufig mit ihm, seinem Vater und Großvater fischen. Früher gab es sehr viel Fisch, aber das habe über die Jahre immer weiter abgenommen.

Vor knapp 14 Jahren lernte er Alex Hearn kennen und hat durch ihn die Bedeutung der Wissenschaft für den Meeresschutz erkannt. Seitdem unterstützt er bei Projekten um Haie zu taggen und hat gleichzeitig über seinen eigenen Fußabdruck in der Fischerei nachgedacht. Auf einem Workshop der Charles Darwin Station vor knapp vier Jahren lernte er mehr über nachhaltige Fischerei, über Marketing, Business-Pläne, Vertrieb – und erkannte, dass nachhaltige Fischerei auf Galápagos nicht nur eine moralische Idee ist, sondern auch eine ökonomische Frage: Wenn der Fisch als Ressource immer knapper wird, könne die Antwort nicht lauten, noch schneller noch mehr zu fischen, sondern weniger zu fangen, sauberer zu arbeiten und das Produkt teurer zu verkaufen. Aus diesem Gedanken entstammt seine Firma *Galápagos Artesanal Sea Food*. Manolo bringt eine kleine Kamera an seinem Boot an und erklärt, dass diese ihn den gesamten Tag beim Fischen aufzeichnet. Ihm gehe es dabei nicht um Beweise, dass er legale Fangmethoden nutzt, sondern um es für den Kunden nachvollziehbar zu machen, wann er welchen Fisch an welcher Stelle gefangen hat. Seine Kunden können sich die Videos in der App *fresca pesca*, übersetzt *frischer Fisch*, anschauen oder er versendet sie an Interessenten und Restaurantbesitzer:innen in Quito und Guayaquil per WhatsApp. Für ihn ist die Transparenz ein Mehrwert, auch um einen höheren Preis für die gesamte Lieferkette zu rechtfertigen.

Auch bei ihm darf ich nicht mit auf das Fischerboot, aber ich treffe ihn am Abend wieder, als er mit seinem Boot am Hafen anlegt. Es sei ein erfolgreicher Tag gewesen, erklärt er mir, während er kistenweise Brujo auslädt, ein feuerroter Fisch, der in seinen Augen besonders lecker schmeckt.

An dem Tag sehe ich niemanden vom Nationalpark, der Manolos Fang überprüft, was eigentlich gefordert wäre, und bekomme eine Idee davon, wie lasch die Kontrollen der Fischer hier sind.

Nur wenige Meter vom Hafen entfernt in seinem Haus verarbeitet er den Fisch selbst weiter, filetiert und vakuumiert ihn für den Weiterverkauf. Er sagt, dass er zwar weniger fängt, aber im Verhältnis mehr Geld verdient als vorher. „Am Anfang muss man viel investieren, Kameras anschaffen, Starlink für stabiles Internet am Boot anbringen,



Zeit und Geduld in die Dokumentation stecken“. Das wollten viele Fischer nicht, bedauert er. Dabei muss man sich gerade als Fischer die Frage stellen, wie man in Zukunft fischen und die Ressourcen schonen kann, ohne sie zu zerstören. Die Begegnung mit Manolo beeindruckt mich. Wie ein Fischer auf der Insel, über Generationen dort verankert, seine Sichtweise ändert und in seinem Rahmen etwas zum Meeresschutz beiträgt, ob als Fischer oder als Unterstützer der Wissenschaft, wenn Alex Hearn wieder auf Forschungsmission ist.

Darwin und Wolf - das Haiparadies im Schutzgebiet. Und trotzdem nicht unantastbar

Nachdem ich mich schon einige Zeit auf der Galápagos aufgehalten und viele ermutigende, aber auch desillusionierende Geschichten über Meeres- und Haischutz auf dem Archipel gehört haben, bleibt ein ganz einfaches Gefühl: ich kann diesen Ort nicht verlassen, ohne die Tiere gesehen zu haben, um die es mir bei der Recherche eigentlich geht: die Haie im Schutzgebiet. Zwei Tauchtage hatte ich schon eingelegt an Orten, die für Hammerhaisichtungen bekannt waren, aber ich hatte kein Glück. Taucher sagen: It's open ocean. You can see anything at anytime. Oder eben auch nichts. Eine tatsächliche Hai-Garantie gibt es hier nur an einem Ort: den nördlichsten Inseln des Archipels Darwin und Wolf, im Schutzgebiet *Hermanidad*, nur erreichbar über eine Tauchsafari für eine Woche und der eigentliche Grund für viele Taucher, nach Galápagos zu kommen.

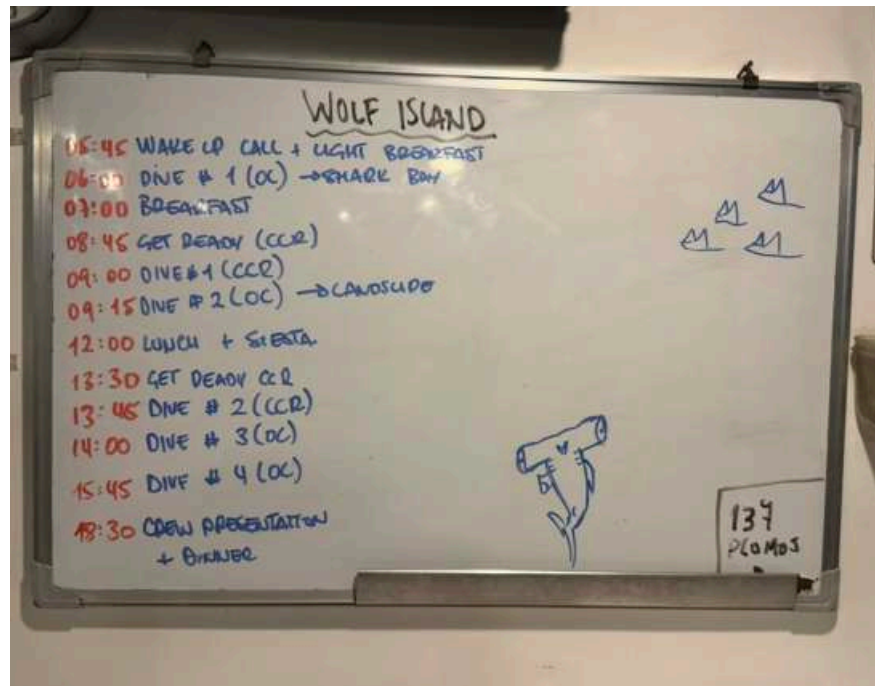
Normalerweise bucht man diese Safaris Monate im Voraus. Ich hatte das nicht getan. Schließlich wusste ich nicht, wann ich welche Interviews führen, Leute treffen oder es doch noch auf ein Forschungsboot schaffen kann. Deswegen schreibe ich erst vor Ort last minute Agenturen an: „Gibt es zufällig noch einen Platz?“. „Schreiben Sie mir gerne, falls jemand kurzfristig abspringt, ich bin flexibel.“ Und ich habe Glück! Eine Kabine unter Deck, neben der Küche und dem Crew-Zimmer wird kurzfristig frei. Es wartet eine Woche auf mich, die eigentlich überhaupt nicht in mein Budget passt. Aber ich musst die Chance nutzen. „Es wird grandios“, freut sich Alex Hearn für mich, der dieses Gebiet durch seine Forschung bestens kennt. „Genieße es“, grinst er bei unserem letzten Treffen kurz vor meiner Abreise.

Meine nächsten Tage sind ein Traum für jeden Taucher. Der Wecker geht um 5:45 Uhr, ab in den Neopren und rein ins Meer. Nach dem ersten Tauchgang kurz frühstücken und aufwärmen, zurück in den Neopren für den zweiten Tauchgang.

Mittagessen. Tauchen. Kaffeetrinken. Tauchen. Abends mit den anderen Tauchern Revue passieren lassen, was für ein Naturwunder man dort eigentlich erleben darf und auf das Briefing für den nächsten Tag freuen.

Das Highlight sind tatsächlich die Tauchgänge an den Inseln Darwin und Wolf. Die Strömung unter Wasser ist extrem stark, die Sicht teilweise eher unbefriedigend. Wir

verbringen viel Zeit an den Riffkanten und halten uns an den Felsen fest, um nicht davongetragen zu werden. Und dann ist es wie Unterwasserkino: riesige Schulen von Hammerhaien schwimmen im Blau an uns vorbei, elegant, in Formationen, ganz unbeeindruckt von den aufsteigenden Blasen unserer ausgeatmeten Luft. Bei zwei Tauchgängen wird das Wasser plötzlich dunkler, ein großer Schatten nähert sich uns, bis wir den Walhai in seiner ganzen Größe erkennen können. Seidenhaie, die durch riesige Schwärme Thunfisch schwimmen und neben uns an den Felsen immer wieder





Meeresschildkröten, die es bei der Strömung schwer haben, nicht weggetrieben zu werden. Ich spüre eine tiefe Hochachtung vor dem Ozean, vor den Meerestieren und eine große Dankbarkeit für den Einsatz der Menschen auf Galápagos, die dieses Gebiet unter Schutz gestellt haben.

Aber auch die Ernüchterung ist nicht weit, denn nachdem ich euphorisch aus dem Wasser steige, mit den Bildern von Hammerhai-Schulen auf meiner GoPro, erzählen mir Mitglieder der Crew an Bord, die hier Monat für Monat arbeiten, dass selbst dieser Schutzort nicht unantastbar ist, von illegaler Fischerei also nicht verschont bleibt. Sie wollen lieber nicht ihre Namen in einem Bericht lesen, aus Sorge, es könnte ihnen später Ärger machen, wenn sie ehrlich berichten, was sie sehen. Von Fischerbooten, die auch hier regelmäßig auftauchen, wo sie eigentlich nicht sein dürfen: in der no-take-Zone. Mit einer Fischereimethode, die illegal ist: *palangre*. Ein Tauchguide berichtet von Haien mit gebrochenen Kiefern, die sie während der Tauchgänge sehen. Haie mit Angelhaken im Mund, teilweise inklusive langer Nylon-Schnur, die von den Fischern nicht nah genug am Kopf abgeschnitten wurden. „Die Leinen werden für die Haie zu Fremdkörpern, Algen lagern sich ab, die Schnur wird immer schwerer und erzeugt großen Widerstand.“ Am Ende bedeutet das für den Hai: er schwimmt schlechter, jagt schlechter, frisst weniger. Und stirbt vermutlich an den Schäden, obwohl der Fischer es gut meinte und ihn sogar lebend freigelassen hat.

Was die Crewmitglieder besonders wütend macht, ist weniger die Existenz der Fischerei an sich. Denn sie betonen ausdrücklich, dass es ohne Fischerei auf den Inseln nicht geht, die Menschen davon leben, es zu Galápagos dazu gehört. Das Problem sei einfach wo und wie gefischt wird: zu nah an den Tauchplätzen, in Zonen, in denen es verboten ist, und mit Methoden, die nicht selektiv und illegal sind. Ein Tauchguide, der auch bei der Haiforschung unterstützt, berichtet mir von einer Situation, die er persönlich erlebte. Sie beobachteten Fischer aus der Ferne, wie sie in der Nähe von Darwin und Wolf eine Langleine in Wasser legten. Als sie näher kamen, hing an einem Haken schon ein weiblicher Hai, den sie befreien und den Haken entfernen konnten. „Dann haben wir die Behörden, den Nationalpark, gebeten, ein Schnellboot zu den Fischern zu schicken. Und die Antwort war „bürokratischer bullshit.“ Es gäbe nicht genug Treibstoff oder das Boot sei nicht versichert so weite Strecken zu fahren. „Es war ein Haufen von Ausreden, um sich vor dem Problem zu drücken, nämlich einen Fischer vor Gericht zu bringen.“

Immer wieder landet man in den Gesprächen bei derselben Frage: Wenn das alle wissen – warum passiert so wenig? Aber je mehr Zeit ich auf dem Archipel verbringe, desto klarer wird mir: es ist ein kleiner Mikrokosmos mit rund 30.000 Einwohner:innen. Man kennt sich, teilweise über Generationen hinweg, ist miteinander verwandt, verheiratet, geschäftlich verbunden. Auch auf dem Safariboot bestätigt mir die Crew mein Gefühl von einem strukturellen Problem und von Abhängigkeiten untereinander auf den Inseln. Das sei nicht zwingend Korruption im klassischen Sinne, sondern eher ein dichtes Netz, das Konflikte scheut. „*Vista gorda*“ nennt es einer, das blinde Auge. Denn in Familien arbeiten einige als Parkranger, andere sind Fischer, manche sind im Tourismus tätig. Schwärzt man als Mitarbeiter des Nationalparks dann den Bruder der Ehefrau an, weil dieser illegal mit *palangre* oder in einer no-take-Zone fischt? Eher nicht. Das scheint jedenfalls die Antwort auf den Galápagos zu sein. Auch hier taucht die Macht der Fischerei und der politische Druck, den sie ausüben können, in Gesprächen immer wieder auf. Die Fischer hätten den Nationalpark „am Wickel“. Und solange es keine echten Konsequenzen und mal einen Präzedenzfall gebe, ändere sich rein gar nichts. Der Frust ist groß.

Für meine Recherche wollte ich auch mit einem Vertreter des Nationalparks sprechen. Aber schon die Frage nach einem Journalistenpermit zu Beginn war kompliziert. Am Ende der Recherche wollte ich sie mit meinen Ergebnissen konfrontieren und ihre Sicht der Dinge erfahren. Einen Gesprächstermin bekam ich nicht, die zuständigen Personen seien gerade nicht verfügbar, ich wäre zu kurzfristig. Aber man beteuerte: „Die Nutzung der

Langleine im Meeresschutzgebiet ist per Gesetz verboten.“ Und sie entschuldigten sich, dass sie dieses Mal nicht mit einem Interview zu meiner Recherche beitragen könnten. Welch eine Überraschung. Aber vielleicht ein nächstes Mal.

Wie wertvoll ist ein Hai?

Haie sind auf den Galápagos omnipräsent und auch ohne eine touristisch geführte Schnorchel-Tour oder einen Tauchgang hat man das Glück, Haie zu sehen. Im Hafenbecken in Puerto Ayora schwimmen kleine Schwarzspitzenriffhaie, noch Babys. In der Nähe des traumhaft schönen und bei Tourist:innen beliebten Tortuga Bay Strandes hatte ich sogar das Glück, einen Babyhammerhai im Wasser zu sehen.

Galápagos hat durch die jahrelange Haiforschung einige Kinderstuben, besonders in der Nähe von Mangroven und flachen Gewässern an Stränden, entdeckt, die es besonders zu schützen gilt. Regelmäßig fährt Alex Hearn mit Studierenden und Mitarbeitenden des Galápagos Science Center in die relevanten Hai-Gebiete, vermisst die Individuen und stattet sie mit technischen Sendern, sogenannten

tags, aus, um unter anderem ihre Bewegungsprofile zu erforschen. Alex ordnet den Wert und die Bedeutung von Haien biologisch ein: viele Haie vermehren sich extrem langsam im Vergleich zu Knochenfischen, wie Thunfisch. Sie werden spät geschlechtsreif, haben nur wenige Nachkommen und erholen sich nach hohen Verlusten entsprechend schlecht. „Wir Menschen sind eine Katastrophe für die Haie, weil wir weltweit enorme Sterblichkeit verursachen.“ Auch wenn Haie als menschenfressende Monster einen schlechten Ruf haben, sind sie teilweise sehr stressanfällig, sodass sie an den Haken der Langleinen häufig sterben, selbst



wenn sie noch lebend befreit werden, erklärt mir Alex. Das trifft beispielsweise auf die vom Aussterben bedrohten Hammerhaie zu, die sich im Meeresschutzgebiet von Galápagos aufhalten.

Das bestätigt auch der Haiforscher Gabriel Vianna, wobei er Wert darauf legt, dass es „den Hai“ nicht gibt. Es gibt viele Arten mit völlig unterschiedlichen Lebensräumen, Wanderungsbewegungen und damit auch Risiken. Einige, wie zum Beispiel Schwarzspitzen- oder Galápagoshaie, sind eher residente Tiere, die sich regional aufhalten, also auf den Galápagos wohnen. Andere Arten, wie der Hammerhai und große, sogenannte pelagische Arten nutzen die Meeresschutzgebiete zwar als Rückzugsraum, verlassen sie aber regelmäßig, um weite Strecken in andere Regionen der Welt zu migrieren. „Es reicht also nicht aus, wenn wir nur Schutzgebiete auf dem Papier haben. Es ist wichtig, ob sie auch helfen, die Sterblichkeit der Tiere real zu senken“, sagt er. Gabriel ist Wissenschaftler der Charles Darwin Foundation in Puerto Ayora. Für das Interview treffen wir uns in der Research Station, die einerseits eine Art wissenschaftliche Kommandozentrale auf Galápagos, andererseits aber auch ein beliebtes Besuchsziel für Tourist:innen ist. In der Ausstellung, die ich vor unserem Interview besuche, bekomme ich eine Vorstellung davon, dass der Schutz des Archipels nicht nur Naturromanik ist, sondern genau hier vorangetrieben wird, mit Daten und Fakten, die unter anderem Gabriel in der Haiforschung erhebt und auswertet. In der Wissenschaft ist es unumstritten: wenn immer mehr Haie aus dem Ökosystem entfernt werden, droht das ökologische Gleichgewicht zu kippen. Denn Haie sind keine „austauschbaren Fische“, sie nehmen eine Schlüsselrolle ein, am oberen Ende der Nahrungskette im Meer. Sie stabilisieren Fischpopulationen, fressen kranke Tiere und steuern das Nahrungsnetz. Sie zählen zu den *apex predator* in der Natur und haben damit eine ähnliche Funktion wie Löwen.

Was in allen meinen Interviews auf Galápagos eindeutig klar wird: gezielten Haifang gab es zwar früher auf den Galápagos, er ist aber heute strengstens verboten. Gefangene Haie als Beifang müssen freigelassen werden, ob lebend oder tot, und das scheint auch größtenteils zu passieren. Fischer haben kein Interesse daran, Haie zu fangen und an die Häfen anzulanden, weil sie keine Möglichkeit haben sie zu kommerzialisieren. Außerdem drohen extrem hohe Strafen. Das ist positiv für die Haie, denn sie haben für die Fischer auf Galápagos keinen Verkaufswert, anders als an der Küste Ecuadors und Costa Ricas, die ich später auf meiner Reise noch besuchen werde. Der ökonomische Wert von Haien auf Galápagos wird anders kalkuliert, denn er ist Teil einer Tourismusindustrie, schafft

Jobs für Einheimische, bringt hohe Nationalparkgebühren ein und fördert die lokalen Geschäfte und Restaurants durch die Besuche der Tourist:innen. Verschwinden die Haie, verschwindet auch ein wichtiger Teil der Wertschöpfungskette auf der Insel, erklärt Gabriel. Allein Haie bringen Galápagos rund 11 Millionen Dollar jedes Jahr ein, schätzt er.

Wenn ich aber verstehen will, warum sich der Streit um den Wert von Haien nicht auf Galápagos entscheiden lässt, musst ich dorthin schauen, wo die meisten Haie tatsächlich an den Haken geraten: an die Küste Ecuadors, nach Manta oder Puerto Lopez zum Beispiel. Denn dort fallen Haie häufig der industriellen und semi-industriellen Fischerei zum Opfer. Dort, wo Menschen tatsächlich vom Fischfang leben müssen, weil sie kaum Alternativen hätten. Und die eben nicht vom Tourismus und der ökonomischen Wertschöpfung auf Galápagos profitieren können. Trotzdem würden dort auch Haie gefangen, die auf dem Archipel geschützt werden. Denn Haie kennen eben keine Ländergrenzen oder richten sich nach menschengemachten Meeresschutzgebieten.

Manta - ein Ort von dem mir jeder abrät

Manta stand von Beginn an auf meiner Reiseliste. Ich habe schon viel über den Hafenort an der Küste Ecuadors gelesen, Bilder gesehen von toten Haikörpern, die in Massen und übereinander gestapelt am Strand liegen. Aber auf Galápagos rieten mir viele Menschen, bloß nicht nach Manta zu fahren. Ich wollte mich absichern, ein breiteres Bild bekommen und suchte Journalist:innen aus der Region, die mir weiterhelfen können.

„Ich rate dir momentan dringend davon ab, nach Manta zu reisen. Die Lage ist sehr gefährlich,“ schrieb mir eine ecuadorianische Journalistin, die ich kontaktierte. „Die Häfen sind sehr unsicher“, schrieb eine andere. Ich war auf der Suche nach Kolleg:innen, die sich vor Ort auskennen, die mich begleiten können, denn ich war unsicher, wem ich dort vertrauen kann. Eine Aktivistin einer NGO war sehr deutlich in einer Sprachnachricht und sagte: „In Manta würde ich niemandem vertrauen.“ Das Problem in Manta sei einerseits, dass sie dort keine Journalist:innen mögen, die kritisch über Haifang berichten. Gleichzeitig seien viele involviert in Drogenschmuggel, Kartelle breiteten sich dort immer weiter aus, bedrohten Menschen, würden sie sogar umbringen.

Die Sicherheitslage in Ecuador hat sich in den letzten Jahren stark verschlechtert, da Kriminalität und Gewalt internationaler Drogenkartelle stark gestiegen sind. Als wichtiges Transitland für den globalen Kokainhandel kämpfen lokale Drogenbanden im Auftrag von großen Kartellen um die Kontrolle der Märkte. Die Mordrate ist in den letzten acht Jahren in Ecuador von 6 auf 40 Morde pro 100.000 Einwohner angestiegen. Die Kämpfe dringen tief in Politik und die staatlichen Strukturen des Landes ein, was sich beispielsweise 2023 auch an der Ermordung des Präsidentschaftskandidaten Fernando Villavicencio zeigte, der Gewaltkriminalität und Korruption anprangerte. Diese Gewalt sei eindeutig in Manta und auch in Puerto Lopez, einem anderen wichtigen Hafen für den Haifang, Realität geworden.

Auch auf Galápagos erzählten mir die Menschen immer wieder, dass selbst Fischer vom Archipel beim Drogenschmuggel unterstützen, indem sie helfen, die Drogenbote am Rande des Gebietes mit Treibstoff zu versorgen. „Galápagos ist wie eine Tankstelle im Schmuggelbusiness“ erklärte mir einer, der selbst einmal Teil dessen war. Es sei das schnelle Geld, was einige dabei lockt. „Hier findet alles nur auf dem Meer statt. An Land ist es sicher, die Kartelle agieren nicht auf der Insel selbst“, erklärte er mir noch. In Manta sei das aber anders, ich solle vorsichtig sein.

Ich arbeite in Deutschland investigativ, habe zwei Monate in Mexiko gelebt und gearbeitet, kenne dort Kollegen, die über narcotráfico, den Drogenschmuggel berichten. Das Risiko war mir bekannt, aber abschrecken lassen wollte ich mich davon nicht. Ich nahm Kontakt zu Franklin Vega auf, ein freiberuflicher Journalist aus der Hauptstadt Quito, der schon viel über illegalen Haifang und auch aus Manta berichtet hat. Er hat Kontakte, kennt die Orte und weiß, wie man sich verhalten muss. Nachdem wir viel geschrieben, telefoniert und die Lage besprochen haben, sagte er mir zu, mich zu begleiten. Ein Teil meines Stipendiengeldes zahlte ich ihm für seine Reisekosten aus Quito, Unterkunft und Essen vor Ort inklusive eines Honorars für die Tage, die wir gemeinsam dorthin reisen und Interviews führen würden. Unser Plan: wir reisen nachmittags in Manta an, führen vorher vereinbarte Interviews an unbekanntem und unauffälligen Orten, übernachten dort, gehen morgens ganz früh zum Hafen und zum Strand, an dem die Boote mit den Haien anlanden und verlassen sofort im Anschluss den Ort, um andere Häfen anzusteuern.

Franklin und ich geben uns in der Öffentlichkeit als Pärchen aus, das Urlaub am Strand macht. In Manta fragen wir einen Fischer am Hafen, ob er uns mit seinem Boot eine kleine Rundtour am Hafen gibt, weil „der so riesig und interessant ist für jemanden wie mich, der

noch nie an einem so großen Fischereihafen war.“ Wir stellen unverfängliche Fragen, über die kleinen und großen industriellen Fischerboote. Immer wieder machen wir „typische Touristen-Selfies“ - aber so, dass man im Hintergrund die interessanten Boote sieht. Hier liegen sie also, die industriellen



Flotten, Longline-Schiffe, die kilometerlange Leinen mit tausenden Haken auswerfen. Wir fahren an einem Schiff vorbei, dass gerade den Fang in den Hafen bringt. Haikörper hängen zusammengebunden an einem großen Haken und werden entladen. Für mich ein schockierendes Bild, besonders im Anbetracht der besonderen Bedeutung, die Haie haben, wie ich auf Galápagos gelernt habe.

Haifang an der Küste Ecuadors ist, anders als auf Galápagos, gängige Praxis. Es ist zwar nicht offiziell erlaubt sie als „Zielspezies“ zu fischen, aber als Beifang dürfen sie an die



Häfen gebracht und weiterverarbeitet werden. Es wird als *pesca incidental*, also unbeabsichtigter Fang bezeichnet. NGOs und auch mein Kollege Franklin Vega hegen aber große Zweifel, was davon wirklich nur „unbeabsichtigt“ ist, denn es gibt keine Regelungen, wie hoch die unbeabsichtigte Beifangquote für Haie sein darf. Daher liegt für viele Naturschützer:innen die Vermutung nahe, dass sie doch gezielt wegen ihrer Flossen gefangen werden, um diese lukrativ nach Asien zu verkaufen.

Am Nachmittag treffen wir zwei Fischer aus Manta in unserem Hotel. Ihnen ist wichtig, dass wir vertraulich sprechen und ihre Namen nicht genannt werden. So können sie offener sprechen. Ein Fischer und Reeder ist *palangrero*, also industrieller bzw. semi-industrieller Langleinenfischer in Ecuador, nennen wir ihn Pablo. Der zweite ist *atunero*, spezialisiert auf Thunfisch, die mit Netzen gefangen werden. Der Palangrero erklärt mir sein Fangsystem: Es gebe immer ein Mutterschiff, das mit vielen Beibooten, den *lanchas*, unterwegs ist. Manchmal brauche es fünf Tage, bis man beim gewünschten Fanggebiet ankommt, dann wird viele Tage gefischt, manchmal Wochen. Die *lanchas* schwärmen auf dem Ozean wie Zeiger einer Uhr in alle Himmelsrichtungen aus, legen jeweils ihre Leinen am Abend aus, am nächsten Morgen werden sie dann wieder eingeholt. Zwölf Stunden sind die Haken im Wasser „und du weißt nicht, was du fängst. Das siehst du erst am nächsten Morgen“, erklärt Pablo. Man möchte Thunfisch, Schwertfisch, Marlin oder Dorade fangen, aber je nach Saison habe man „manchmal mehr Beifang als Zielfang.“ Das gehöre zur Ehrlichkeit dazu. Manchmal hat ein Schiff 150 Schwertfische, aber auch 300 Haie gefangen. Er kennt aber auch einen Fall bei dem ein Schiff nur 30 Schwertfische, dafür aber 450 Haie geladen hatte. „Es war einfach die falsche Saison“, erklärt er. Die Quote erschreckt mich sehr, Franklin sieht dagegen frühere Recherchen bestätigt.

Auf Galápagos wird der Wert eines Hais für die lokale Ökonomie bewertet. Hier in Manta sind es reale Summen. Ein Pfund Schwertfisch könne man für vier Dollar in die USA importieren. Haifleisch bringt dagegen maximal ein Dollar pro Pfund. Ich lerne, dass Haifleisch lokal verkauft und häufig auch für Ceviche genutzt wird, ein Gericht aus rohem Fisch - oder hier eben aus Hai. Die Flossen werden beim Verkauf separat gerechnet. Zehn, vielleicht 15 Dollar bekomme man für einen Satz bestehend aus vier Flossen. Aber selbst das, behaupten sie, mache die Leute auf dem Boot nicht reich. „Mit Haifischfleisch kann man kein gutes Geschäft machen, mit Flossen aber auch nicht. Das ist eine Kette.“ Der Gewinn, sagen sie, liegt weiter oben: Händler, Zwischenhändler, in den

Exportstrukturen. Sie fühlen sich manchmal ungerecht behandelt, weil häufig schlecht über Haifang berichtet werde, dabei machen sie mit Haien als Reeder einfach ein schlechtes Geschäft. Stattdessen reden sie vom Druck, überhaupt kostendeckend herausfahren zu können. Pro Reise rechnen sie mit mindestens 45.000 Dollar für alle Kosten und schlechte Trips bringen vielleicht nur 25.000 Dollar ein. Der Beifang der Haie scheint für sie hier auch ein Hebel zu sein, um die eigenen Ausgaben zu decken.

Im Hinterkopf habe ich immer die Frage nach den Drogenkartellen und dem Einfluss, den diese hier haben, aber konkret nachfragen, möchte ich nicht. Zwangsläufig sprechen viele Gesprächspartner das Thema selbst an, denn das gehöre auch zu ihrer Realität: Sie müssen hohe Schutzgelder, sogenannte *vacunas*, zahlen. 1.200 bis 1.500 Dollar pro Hauptschiff, wenn sie den Hafen verlassen wollen und dasselbe nochmal bei der Rückkehr. Wenn du nicht bezahlst, werde dein Schiff abgebrannt oder deine Motoren und Beiboote gestohlen. Dann verliere man ein ganzes Vermögen. Die beiden Reeder berichten über ihre schwierige Gemengelage mit einer Mischung aus Aufgebrachtheit und Resignation in der Stimme. Resignation auch deshalb, weil die Behörden nichts dagegen machen, weil sie vermutlich selbst geschmiert würden und so vom System profitieren. Ein Vorwurf, den sie nicht konkret beweisen können, aber anders sei das gar nicht möglich, sind sie sich sicher. Wie unreguliert und unkontrolliert von den Behörden manche Dinge hier ablaufen, wird immer wieder deutlich. Eigentlich sollen an den Häfen Kontrollen bei der Anlandung stattfinden. Inspektoren prüfen den Fang, die Route, ob sie in einem Schutzgebiet gefangen haben. Aber ehrlicherweise geben sie zu, dass es auch Häfen ohne Kontrolle gibt, abseits in den Buchten. Dort, so scheint mir, beginnt dann die Schattenökonomie. Und genau das wäre auch der Ort, um weitere geltende Regeln zu brechen. Denn per Gesetz müssen Haie mit ihren Flossen am Körper angelandet werden, um das sogenannte *Finning* zu verhindern. Finning bedeutet, dass auf See die ökonomisch wertvolleren Flossen abgeschnitten und der Körper zurück ins Meer geworfen wird, wie es früher die Regel war. So passt mehr „lukratives Fleisch“ in die Kühlbehälter auf dem Schiff. Aber dies ist zumindest offiziell heute in Ecuador verboten.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang möchte ich mir selbst ein Bild vom Playa Tarqui machen, an dem direkt neben dem Fischmarkt morgens die toten Haie anlanden. Franklin und ich machen uns vor Sonnenaufgang auf den Weg. Kurz bevor wir aus dem Mietwagen aussteigen, stimmt er mich noch einmal auf die Situation ein, die mich erwarten wird. „Nicht vergessen, wir sind ein Paar und machen Urlaub. Wir müssen uns

unauffällig verhalten.“ Okay, durchatmen, los gehts. Von weitem erkennt man schon die kleinen *lanchas* im diesigen Wetter am Strand und Menschen, die offensichtlich körperlich schwer zu tragen haben. Je näher wir kommen, desto mulmiger wird mir. Denn bisher habe ich in meinem Leben nur lebendige Haie gesehen, aber das soll sich in Manta ändern. Ein Mann kommt uns Barfuß im nassen Sand entgegen, in der rechten Hand eine leere rote Kiste, auf der linken Schulter ein toter Blauhai, mit Flossen, aber ohne Kopf. Franklin und ich tun so, als würden wir ein Selfie machen, haben stattdessen aber die Frontkamera aktiviert, um zu fotografieren.



Am Strand liegen auf großen Plastiktüten und Transportsäcken Haikörper übereinandergestapelt: Blauhaie und Fuchshaie erkenne ich auf den ersten Blick. Vielleicht sind es insgesamt 50 Haie am Strand, die ich in kurzer Zeit erfassen kann. Wir wissen nicht, was vorher schon verkauft wurde oder später noch angelandet wird.

Später im Auto wird mir Franklin sagen, dass er überrascht war, wie wenige Haie es waren. Als er zuletzt hier war, seien es deutlich mehr gewesen. Offenbar eine „gute Saison“, zumindest im Sinne des Haischutzes. Wir spielen „interessierte Touristen“ und nähern uns einem kleinen Holzkarren. Erst unauffällig ein paar unverfängliche Fragen zu den Fischen stellen, die dort liegen, dann auf den Hai zeigen und fragen: „Und was ist das?“ - „Das ist ein Hai“, antwortet der Fischer, dem der Karren gehört. „Hammerhai“, flüstert er uns dann leise zu. „Das ist eigentlich verboten, aber was soll ich machen?“, sagt er etwas achselzuckend, als sei das hier übliche Praxis. Denn auch wenn Haie als Beifang in Ecuador verkauft werden dürfen, gilt das nicht für Arten wie Hammerhaie, die vom Aussterben bedroht sind. Die Köpfe, also den Hammer, passend zu den zwei vermutlich jugendlichen Hammerhaikörpern finden wir nicht unweit in einer roten Kiste. Von Kontrolleuren, die es hier offiziell geben soll, gibt es keine Spur. Wir wollen nicht auffallen und schlendern vom Strand in die Fischhalle, aber Franklin fällt auf, dass wir offenbar unter Beobachtung stehen. Ein etwas kräftigerer Mann schwirrt wohl schon länger um uns herum. Zielstrebig geht Franklin auf einen Stand zu und kauft eine Tüte Garnelen. Tarnung. Als ich noch einen Babyblauhai auf einem gefliesten Tisch entdecke, gerade einmal so groß wie mein Unterarm, und höre, wie er für sechs Dollar verkauft wird, wirft mir Franklin einen Blick zu, dass wir jetzt besser gehen sollten.

Zurück im Auto muss ich erstmal tief durchatmen und mich sammeln. So kann es also auch den Haien von Galápagos ergehen, wenn sie sich auf ihren Migrationsrouten außerhalb der Meeresschutzgebiete aufhalten.

Randall - der Kämpfer für den Meeresschutz in Costa Rica

Meine Recherchereise neigt sich schon fast dem Ende zu, weil ich viel mehr Zeit als geplant auf Galápagos und in Ecuador verbracht habe als ursprünglich geplant. Zum Glück hatte ich auch im Vorfeld schon Kontakte in Costa Rica aufgebaut und flog von Guayaquil in Ecuador direkt in die Hauptstadt von Costa Rica, nach San José, um Randall Arauz zu besuchen. Eigentlich wollte mich der Biologe auf einer seiner „on field“-Arbeiten mitnehmen, um gemeinsam Haie zu taggen, aber er hatte zuvor einen schweren Unfall auf einem Boot, der eine große Rückenoperation nach sich zog. Ich treffe ihn daher zuhause.

Er ist ein fröhlicher und sehr kämpferischer Mensch, der mit seinen leicht gräulichen, kurzen Haaren und dem grauen Bart aber doch manchmal etwas schmerzverzerrt auf dem Sofa sitzt. Sein Wohnzimmer vermittelt den Eindruck, dass er die meiste Zeit lieber draußen am oder auf dem Meer ist. Wir reden viele Stunden und könnten noch Tage weiterreden, denn der Mitte 60-jährige ist DER Kämpfer für den Meeresschutz in Costa Rica.



Foto: Goldman Environmental Prize

Sowohl wissenschaftlich als auch juristisch, denn obwohl er Meeresbiologe ist, hat er sich über die Zeit genügend juristische Expertise angeeignet, um regelmäßig Ministerien und die Regierung zu verklagen, die sich nicht an die geltenden Gesetze des Meeresschutzes halten. Auf dem Wohnzimmertisch liegen viele Papiere, sein Laptop ist beklebt mit Stickern gegen *shark finning* und für Schildkrötenschutz. Er führt ein engagiertes Leben für den Meeresschutz, in einem Dauer-Konflikt mit einem politischen System in Costa Rica, das sich häufig für die Fischer und gegen die Tiere im Meer entscheidet. An Land, sagt er, wird Costa Rica häufig als vorbildlich bezeichnet, denn mehr als 25 Prozent der

Fläche sind Nationalparks oder Schutzgebiete für Tiere. Unter Wasser sehe das anders aus.

Am Anfang seiner Karriere 1997 stand der Schutz von Meeresschildkröten und die Zusammenarbeit mit den Communities an den Stränden, an denen die Schildkröten nisten, schlüpfen und zur eigenen Nistung wieder zurückkommen. Damals waren sie die erste Gruppe, die damit in den 90er Jahren angefangen hat. Heute gibt es nahezu überall Schildkrötenprojekte, was er sehr befürwortet. Costa Rica sei heute „a very turtley country.“ Damals bemerkte er aber, dass sich das Überleben der Schildkröten nicht an Land entscheidet, sondern auf dem Meer, konkret in der industriellen Shrimp-Fischerei Costa Ricas. „Wenn man mit großen Trawler Shrimps fängt, tötet man dabei einen Haufen Schildkröten im Netz, als Beifang“. Das wollte er verhindern und er erfuhr vom *turtle excluder device*, einem speziellen Netzsystem für Trawler, das am Boden eine Art kleine Luke hatte, ein Schlupfloch, aus dem die Schildkröten entweichen können, es aber keinen nachweislichen Verlust an Garnelen im Netz gibt. Die Fischer in Costa Rica waren skeptisch und wollten sie nicht nutzen. Als die USA als größtes Exportland für Garnelen ein Gesetz einführten, das allen Trawlern diese speziellen Netze vorschrieb, auch denjenigen, die Shrimps in die USA exportieren, hatte Randall die Hoffnung, dass sie das in Costa Rica wirklich umsetzen werden. Aber weit gefehlt. „Costa Rica wurde von den USA immer wieder fälschlicherweise zertifiziert, aber niemand nutzte hier die vorgeschriebenen *turtle excluder devices*“. Deshalb sammelte er Beweise, dass „Costa Rica hier betrügt“, und schickte alles an die US-Botschaft, die US-Fischereibehörde, sogar an die US-Regierung. Am Ende habe er „die Garnelenflotte vor das Verfassungsgericht gebracht. Ich habe argumentiert, dass die Garnelenfischerei verfassungswidrig sei, weil sie sich nicht an die Vorschriften für den Export halten.“ 2013 bekam er dann Recht. Die damals noch 25 lizenzierten Shrimp-Fischer unter anderem aus dem Küstenort Puntarenas mussten die Arbeit einstellen, die letzte Lizenz lief 2019 aus. Das Tragische daran ist, sagt er, „es gab eine Lösung, aber die Fischer wollten sie einfach nicht nutzen.“

Das war sein erstes juristisches Verfahren, über viele Jahre hinweg, aber bei weitem nicht das Letzte. Im Gespräch sprudelt viel Energie aus Randall heraus und ich bekomme eine Ahnung davon, wie hartnäckig er ist, wenn er schon die gesamte Shrimp-Industrie Costa Ricas stilllegen kann. Daran hingen schließlich auch viele Fischer-Familien, die dadurch

ihre Lebensgrundlage verloren haben. Aber seine Haltung ist so provokativ, wie klar: „Ich bin nicht hier, um Menschen zu retten. Ich bin hier, um die Meere zu schützen. Ich arbeite immer mit den Communities vor Ort zusammen und versuche, sie zu meinen Verbündeten zu machen. Aber im Grunde bin ich nicht hier, um Küstengemeinden zu retten. Ich bin hier, um die Tierwelt zu schützen.“ Und das nächste Ziel hat er schon im Blick, für das er nun schon seit Jahren kämpft: „Ich muss die gesamte Haifischerei stilllegen.“

In den 80er Jahren hatte Randall Haie noch nicht im Fokus, aber er bemerkte, dass die Population der Leder-Schildkröten dramatisch abnahm, und er vermutete einen Zusammenhang mit der Longline-Flotte. Damals hatte Randall einen Freund in Puntarenas, am bedeutendsten Fischereihafen für die Langleinen-Fischerei in Costa Rica. Dieser Freund bekam einen Job auf so einem Boot, wurde von Randall mit einer Videokamera ausgestattet, um die Arbeit dort zu dokumentieren, inklusive Beifang von Schildkröten. So die Idee. Der Freund brachte aber auch ganz andere Videos mit, die Randalls Arbeit und sein gesamtes Leben verändert haben. Auf einem Video wurde ein Blauhai gefangen, ihm die Flossen abgehackt und der Körper wieder zurück ins Wasser geworfen. Es ist ein langsamer, qualvoller Tod für die Haie. „Als ich dieses Video sah, war ich so schockiert. Damals wusste ich noch gar nichts über Haie. Das konnte ich so nicht hinnehmen“. Randall vergleicht es mit einem Löwen, dem man in der Savanne die Beine abschneiden und ihn verenden lassen würde.

Haie werden im großen Stil seit Anfang der 80er-Jahre in Costa Rica gefangen, denn damals kamen taiwanische Fischer in das noch unberührte Meeresgebiet und brachten den Fischern die Nutzung von Langleinen bei. „1989 hatten wir die größte Flotte im Ostpazifik mit insgesamt 550 Schiffen und Kühlkapazitäten, um vier, fünf Monate zu fischen.“ Aber die taiwanischen Fischer zeigten ihnen noch mehr: „wie man Haie fängt“. Alle Boote seien damals dort gewesen, nur um Haie zu fangen. Die Population der Lederschildkröten sei in Costa Rica in den letzten Jahren vollständig zusammengebrochen, weil die Politik sich nicht mit den Fischern anlegen wolle. Randall hat große Sorge, dass das gleiche bald auch mit den Haien passiert. In seinem Kampf gegen den Haifang erzielt er immer wieder Teilerfolge. Er startete damals eine Kampagne gegen die Flossenindustrie und trug damit zu einem Gesetz in 2005 bei, das Finning in Costa Rica

verbietet. Auch international hat seine Arbeit große Wellen geschlagen, denn auch durch ihn empfahl die UN 2007 Haiflossen grundsätzlich am Körper anzulanden.

Aber das ist nicht genug. „Wir müssen dafür sorgen, dass zumindest alle Haiarten, die als gefährdet gelistet sind, vom nationalen und internationalen Handel vollständig ausgeschlossen werden“. Denn schließlich seien sie ja gerade deshalb gefährdet, weil sie in Massen gefangen und dann auch verkauft werden. Seine größte Errungenschaft bisher: das Oberste Gericht in Costa Rica hat geurteilt, dass Haie als Wildtiere gelten. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass sich die Ministerien für Umwelt und Fischerei an das Wildlife Conservation Law halten müssen, um die gefährdeten Haiarten zu schützen. Aber selbst über dieses Urteil setzte sich die Politik hinweg, denn die gefährdeten Haiarten werden immer noch gefangen und dürfen verkauft werden. Deswegen wird Randall auch immer weiterkämpfen, weiter klagen, bis er sein Ziel erreicht hat. Im Herbst 2025 sah es dann so aus, als hätte er erneut einen Teilerfolg erzielt. Mit Berufung auf das Wildlife Conservation Law urteilte ein Gericht, dass der Export von Haiarten, die als gefährdet gelistet sind, verboten werden soll. Konkret wäre das ein Sieg für den Schutz von Fuchshaien, Seidenhaien und Hammerhaien, wobei letztere kaum noch in Costa Rica zu finden sind. Doch kurz bevor ich Randall in San José treffe, hat ein Berufungsgericht das Exportverbot wieder gekippt. „Vorerst,“ sagt Randall, denn das werde er nicht auf sich sitzen lassen.

Mit seinem Kampf für den Haischutz macht er sich große Feinde. Er sei in der Politik nicht besonders beliebt und erst recht nicht unter den Fischern aus Puntarenas, denn dort ist noch heute das Zentrum der Haiflossenindustrie.

Puntarenas - die Hauptstadt der Haiflossen

Randall ist eine *persona non grata* in Puntarenas. Der kleine Fischerort im Westen Costa Ricas liegt am Ende einer kleinen Landzunge, die ins Meer ragt und nur über eine einzige Straße erreichbar ist. Auf dem Mittelstreifen der Strecke hängt ein großes Plakat zwischen den Strommasten:

„Herzlich Willkommen in Puntarenas. Dem Land der Fischer.“ Direkt darunter heißt es weiter:

„Ihr seid nicht willkommen“, illustriert mit durchgestrichenen Fotos von Randall Arauz und seinem Anwalt Walter Brenes. Online werden sie bedroht und angefeindet. Randall selbst sagt, er dürfe sich im Moment nicht in Puntarenas blicken lassen, das könne wirklich gefährlich für ihn werden und ich solle vor Ort besser nicht erzählen, dass wir miteinander gesprochen haben. „Dann redet erst recht keiner mit dir.“



Ich merke schnell selbst, dass Puntarenas sehr verschlossen ist, die Menschen überhaupt nicht offen für Journalist:innen. In dem Ort gibt es keinen großen Haupthafen, an dem alle Schiffe anlegen. Vielmehr ist es eine Straße direkt am Wasser mit vielen kleinen privaten Anlegestellen der großen Reedereien, die aber hinter Häusern und Stahltores versteckt sind. Selbst die Bebauung zeigt hier: wir wollen nicht, dass uns jemand auf die Finger schaut. Ich schlendere die Hafensstraße entlang und bin überrascht, wie gut sie es hier verbergen können, dass das die Hauptstadt des Haifangs in Costa Rica ist. Keine Schilder oder Logos der Reeder mit Hai-Bezug, keine sichtbaren Haikörper oder Flossen.

An einem kleinen Häuschen am Ende der Straße hängt aber ein kleines, handgeschriebenes Plakat: „Haiöl zu verkaufen“, davor sitzen Menschen, die Haken an Leinen befestigen, also ihre Longlines vorbereiten. Es sind kleine Fischer, die jeden Tag mit ihren *lanchas* herausfahren, um das Nötigste für den Lebensunterhalt zu fangen - ganz anders also als die großen industriellen Langleinenschiffe, die sich hinter den Mauern und Toren verbergen. „Die großen Fischer leben alle von Haien und Flossen hier“, erklärt mir einer und zeigt mir auf einer Karte die Firmen der Flossen-Exporteure im Ort. „Puntarenas existiert nur, weil es Haie gibt“.



Es sind nur wenige Fischer-Familien, aber dafür über Generationen hinweg und so machen sie einen Großteil der Einwohner:innen dort aus. Aber auch diese kleinen Fischer können oder wollen mir nicht weiterhelfen, mehr über die große Industrie zu erfahren.

Hier komme ich also nicht mehr weiter, weil mir auch die Zeit fehlt, länger in dem Ort zu bleiben, Vertrauen aufzubauen, mehr Kontakte zu knüpfen. Auch die wenigen Freunde und Vertrauten von Randall sind zu der Zeit nicht in Puntarenas, um mir direkte Einblicke zu geben. Und so reise ich wieder ab, mit einem unzufriedenen Gefühl und mit dem Wissen, dass hier noch so viel Interessantes und Verborgenes ist, das ich gerne noch recherchiert hätte.

Fazit der Recherchereise

Die Recherchereise bot mir eine Chance, die man nur selten im journalistischen Alltag erleben kann: der Fokus auf ein Themenfeld, sechs Wochen, direkt vor Ort sein, sich vielen Perspektiven umfangreich widmen und auch Annahmen verwerfen. Sechs Wochen habe ich recherchiert und sehr viel gelernt. Über die Bedeutung von Haien, ihren Schutz und die großen Konflikte zwischen Wissenschaft, Naturschutz und Fischerei. Ich hatte das Ziel, zwei Länder in den Fokus zu rücken und musste am Ende der Reise feststellen, dass ich mir zu viel vorgenommen hatte, besonders bei einem Thema, das so

konfliktgeladen ist. An jedem neuen Ort brauchte es Zeit, um mit den Menschen ins Gespräch zu kommen, bis sie sich öffneten, mich auch hinter die Fassade schauen ließen. Galápagos habe ich mit dem Gefühl verlassen, das auch erreicht zu haben. An der Küste Ecuadors und auch in Costa Rica fehlte mir leider die notwendige Zeit dafür, so tief zu graben, wie ich es mir gewünscht hätte.

Das soll aber meine Eindrücke und Erlebnisse nicht schmälern, denn mir wurde auch immer wieder klar, welch ein großes Privileg diese Recherchereise für mich als Journalistin ist. Daher geht mein großer Dank an die Heinz-Kühn-Stiftung und Juliane Meyncke, die mir diese Reise ermöglicht und mir das Vertrauen geschenkt haben.

Gleichzeitig wäre die Recherche selbstverständlich nicht ohne die Menschen möglich gewesen, die mit mir ihr Wissen, ihre Geschichten und Perspektiven vor Ort geteilt haben: Wissenschaftler:innen, Fischer, Fotograf:innen, Journalist:innen, Aktivist:innen, Tauchguides. Hervorheben möchte ich Alex Hearn in Ecuador und Randall Arauz in Costa Rica, die immer hilfreiche Ankerpunkte für weitergehende Fragen und Kontakte waren. Ich bin dankbar für alle Begegnungen und Erfahrungen, die ich machen durfte. Sie haben mich journalistisch bereichert und auch persönlich bestärkt, mit dem neuen Wissen und den vielen Kontakten meinen journalistischen Fokus in Zukunft verstärkt auf Umweltberichterstattung zu legen.